
Anekdoten, gelegentliche Einfälle und weise Reden aus dem Privat- und Geschäfts-Leben Friedrichs des Zweiten.

Zweiter Zeitraum,

vom Regierungs - Antritt des Monarchen an bis zu Endigung des siebenjährigen Krieges,
(1740 — 1763.)

Friedrich der Zweite liebt nicht Ceremoniel, noch leere Titel, weder an sich noch an andern.

Diesen Grundsatz bewies der Monarch sogleich bei seiner Thronbesteigung, z. B. als er sich 1740. zu Königsberg in Preussen huldigen lassen wollte, nahm er den Marquis d'Argens (ein bekannter Gelehrter und seiner Weltmann) mit dahin, und forderte von demselben Unterricht von dem bey dieser Feyerlichkeit zu beobachtenden Ceremoniel, da er dergleichen in Frankreich gesehen habe. Friedrich trug an diesem Tage seiner Huldigung einen kleinen Galanteriedegen, und wollte damit

Zweites Stück. I. den

den Thron besteigen, auf welchem er sich dem Volke zum erstenmal als desselben König vorstellen sollte. Der Marquis erinnerte ihn, es sey unschicklich, bey dieser Handlung einen so kleinen Degen zu tragen, und er müsse statt dessen einen größern, und eigentlich der Feyerlichkeit und dieser Handlung gemäß, ein Schwerdt anstecken. „Was hat die Schwere des Eisens für einen Einfluß auf die Wichtigkeit der Handlung?“ fragte Friedrich. Es ist Ceremoniel, erwiederte D'Argens. „Ah, so!“ sagte der Monarch, „aber wo nehmen wir ein dergleichen Schwerdt her, da sie zu unsern Zeiten außer der Mode gekommen sind?“ D'Argens ließ sich von einem Kavallerie-Offizier das Seitengewehr geben, der König befah es einen Augenblick, und steckte es an. Als die Huldigung vorbeý und der König auf seinem Zimmer mit dem Marquis wieder allein war, fragte er selbigen: ob er seine Sache gut gemacht habe? — O ja, erwiederte D'Argens, ich habe es aber Einen noch besser machen sehen. — „Und wer war der?“ fragte Friedrich. — Ludwig der funfzehnte, war D'Argens Antwort. „Und ich,“ versetzte der Monarch dagegen, „habe einen gekannt, der es doch noch besser machte. — Und welcher konnte dieser seyn? fragte der Marquis mit „Verwunderung.“ — Baron; sagte der König lächelnd. (Baron war ein sehr bekannter und zu seiner Zeit sehr vorzüglicher französischer Schauspieler, und spielte besonders erhabene Charakterrollen mit Anstand.

Im Jahr 1741. nahm Friedrich die Huldigung zu Breslau an. Hier war ebenfalls kein Reichsswerdt vorhanden, dessen Knopf bey dergleichen Feyerlichkeiten gewöhnlich den Vasallen zum Küssen dargereicht wird. In dessen Ermangelung zog er also seinen eigenen Degen, mit dem er Schlesiens erobert hatte, und ließ solchen während der Huldigung von dem Generalfeldmarschall Schwerin halten. Auch saß
der

der König blos in seiner gewöhnlichen Montirung auf dem Throne, und zeigte nicht die mindeste Pracht, die er überhaupt während seiner ganzen Regierung, und besonders an sich selbst — vermied.

So wenig indessen Friedrich unbedeutende Ceremonien gegen sich zu achten schien, so zwang er jedoch niemanden seine Meynung von derselben Wichtigkeit auf. Dies erhellet aus nachstehendem Umstande: Sein königlicher Vater, Friedrich Wilhelm der erste, hatte in den lutherischen Kirchen aller seiner Länder die Abschaffung der bis dahin im Gebrauch gewesenen Ceremonien ernstlich anbefohlen. Die Meynungen der Kirchendiener waren darüber sehr verschieden, und das gemeine Volk erregte deshalb mannichfaltige Bewegungen, indem bald diese Parthey die Abschaffung der Ceremonien billigte, bald jene die Beybehaltung derselben wünschte, und laut verfocht. — Sobald Friedrich der Zweyte die Regierung angetreten hatte, schränkte er das dergleichen Ceremonien betreffende Edikt seines Vaters dahin ein, „daß er es lediglich den Predigern und übrigen Kirchendienern überlasse, ob sie die abgeschafften Ritus wieder einführen, und erneuern wollten, oder nicht.“ — Die Klügsten beharrten bey dem erstern Befehle, und dachten nicht weiter an die ohnedem unnützen noch aus der päpstlichen Kirche herrührenden Gebräuche. Zu diesen gehörte auch der Prediger in Grosdedeleben, einem Dorfe im Fürstenthume Halberstadt; allein die Gemeinde dachte nicht so wie ihr Prediger, sondern verlangte mit Ungestüm von ihm die Wiedereinführung der abgeschafften alten Ceremonien. Der Prediger suchte die Gemeinde durch die vernünftigsten Vorstellungen auf andere Gedanken zu bringen, diese hingegen blieb ungerührt, und wie der Prediger sich nicht nach ihrem Eigensinn bequemen wollte, so verklagte sie ihn bey dem Konsistorium in Halberstadt, welches die Sache durch den Diözes-

Inspektor Teuber näher untersuchen ließ, und dann, obgleich der Inspektor den vorthellhaftesten Bericht für den Prediger abgestattet hatte, diesem anbefahl, sich nach dem Willen der Gemeine zu richten. Allein der Prediger beruhigte sich keineswegs bey dem Befehle des Konsistoriums, sondern brachte die Sache zur Entscheidung unmittelbar vor den König. Dieser schrieb an's Konsistorium. „Es ist mir zwar ganz gleichgültig, ob die Gemeine zu Grosdedeleben sich Gebete will absingen oder ablesen lassen, und ob sie bey der Kommunion am hellen Tage Lichter anzünden will oder nicht; da aber der Prediger und auch der Inspektor Teuber solche vernünftige Gründe angeben, warum er die alten Ritus will abgeschafft seyn lassen: so muß er gegen das ungestüme Zudringen der Gemeine geschützt und diese belehret werden, daß es bey dem Christenthume nicht auf äußerliche Gebräuche, sondern auf einen friedlich rechtschaffenen Lebenswandel ankomme.“

So wenig der König Friedrich der Zweyte nichts sagendes Ceroniel liebte, eben so gering schätzte er Chargen ohne Verdienst, und gekaufte oder erbetene Rangtitel; und wenn er dergleichen gestattete oder gab, so geschah es allemal auf eine Art, die seinen Geist und Sinn dafür oder vielmehr dawider charakterisirte. So hielt im Jahr 1746. ein mit italienischen Waaren handelnder Kaufmann, P. A. S. . . in Breslau, um die Erneuerung seines vorgeblichen Adels an, weil er von einem alten berühmten maysländischen Geschlecht abzustammen glaubte, welches, wie er sagte, schon vor 200 Jahren sich in Graubünden ansäßig gemacht hätte. Der Monarch schrieb eigenhändig auf den Rand der Vorstellung, und zwar in französischer Sprache, welches zu deutsch so lautete: „Wahrscheinlich hat ein Herr Windbeutel diesen Stammbaum gemacht. Es hätte sein Bewenden dabey haben sollen, als

„als ich es diesem Kaufmann zum erstenmal abschlug, ihn zu adeln.
 „Wenn die Bauern Edelleute, und die Kaufleute Barone werden wol-
 „len, wer soll den Acker pflügen, und wer den Handel betreiben?“

Friedrich.

Ein gewisser Herr, der weiter gar kein Verdienst besaß, als daß er studiert und Geld hatte, hielt um den Kriegsrathstitel an: der König ertheilte ihm selbigen; aber in die Resolution auf des Herrn Bittschrift mußte auf ausdrücklichen Befehl des Monarchen folgendes eingerückt werden:

„Der Kriegsrathstitel sey ihm zwar verstattet, jedoch mit der Be-
 dingung, daß er sich nie einfallen liesse, Sr. Majestät im Kriege einen
 „Rath geben zu wollen.“ —

Das auf Königl. Kosten, nach dem Palast des Cardinals Qui-
 rini zu Rom, erbauete Prediger- und Schulhaus in Potsdam, erhielt
 nur einen und zwar gemeinschaftlichen Eingang. Der Inspektor und
 Diakonus suchten dieserhalb schriftlich beym Monarchen an: für einen
 jeden Prediger einen besondern Eingang machen zu lassen. Der König
 schrieb eigenhändig auf die Bittschrift:

„Es führet nur eine Thür zum Himmelreich ein.“

Nur im Militär waren keine Chargen noch Titel für Geld zu ha-
 ben, und dies sollte überall so seyn; nur geprüften Verdiensten pflegte
 Friedrich irgend einen Grad zuzutheilen, und diese Verfahrensart hat
 für die Preussischen Kriegsdienste immer eine besondere Würde behaup-
 tet. Aus dieser Ursache ist auch der schwarze Adlerorden, noch bis jetzt

immer ein so wesentliches Ehrenzeichen geblieben, und nie hat dieser bis auf einige wenige — einzelne Fälle, wo etwan aus weisen Ursachen — Politik ins Spiel kam, den eitlen Ehrsuchtigen geziert; civil und übrige Staatstitel, wenn sie bezahlt wurden, oder sonst vortheilhafte Spekulation blicken ließen, bewilligte Friedrich, und dies kann man keinem Fürsten verdenken, so wenig man es einem jeden Privatmanne verübeln kann, wenn er die ihm verliehenen Rechte ausübt, und sein Finanzwesen nach allen Möglichkeiten zu verbessern sucht.

So betrug sich Friedrich sehr klug und weise gegen einen Herrn von S. welcher sehr viel Vermögen besaß, aus Sachsen gekommen war, sich einige Zeit in Berlin aufhielt, und sich sehr begreiflich merken ließ, daß er sich in den Preussischen Staaten niederlassen würde, wenn man ihm gewisse Ehrentitel zugestehen wolle. Dem König ward der Wille und Wunsch dieses Herrn hinterbracht; er ernannte ihn zum Kammerherrn. — Er ist sehr reich, hieß es. — „Nun dann, so muß man ihm den Titel Erzellenz beylegen,“ sagte Friedrich, und bestätigte solches. — Er hat funfzigtausend Thaler jährliche Einkünfte.“ — „So mag er Hofmarschall seyn.“ — Er besitzt große Güter in der Pausitz. — „Gut! so bestelle in der Kanzley, daß ihm ein Fürstendiplom ausgefertigt wird — setzte der weise Monarch lachend hinzu, und vollbrachte es nach des Herrn Wunsch und seiner Staaten Besten.

Nicht minder befriedigte Friedrich auch öfters die kindische Titelucht seiner Unterthanen; doch geschah dies gewöhnlich mit einer scherzhaften Bedingung, oder auch, nach Beschaffenheit der Umstände, mit einem sehr beissenden Beysaße. So drückte sich einst Friedrich bey einer
beson

besondern Gelegenheit aus, als jemand für einen leeren Titel eine große Summe aufgewendet hatte:

„Da der Mensch ein solcher Narr ist, soll er seine Narrheit tapfer bezahlen; aber wie thöricht ist es doch, eine solche Summe an einen unbedeutenden Schall zu wenden, bey welchem sich Niemand etwas denkt. Wer hat je Voltairen, Algarotti und ihres gleichen nach ihren Titeln genannt? Oder wenn sagt man, Se. Majestät der Königin von Schweden Gustav Adolph? Man sorge doch nur für persönliche Verdienste, so bedarf es ganz und gar keines Titels.“ —

Ein Bauersmann im Havellande, hatte sich, durch Güter pachten, und deren gute Oekonomieverwaltung, ein ansehnliches Vermögen erworben. Der Mann wollte sich nun zur Ruhe setzen, und hielt unmittelbar bey dem Könige um einen Titel an. Der Monarch belachte den Einfall, und bewilligte ihm schlechtweg einen Rathstitel. Der Landmann aber war damit nicht zufrieden, und meynte, es müsse doch noch etwas am Rath daran seyn, damit es ein wenig hoch klänge. Der König schrieb unter die Vorstellung: „So soll er meinerwegen Titularrath heißen.“ — Dies klang dem Pächter hoch genug zu seyn, und zufrieden bezahlte er willig die Gebühren für die Ausfertigung seines schönen Chargenpatents.

Ein vormals bey einem reichen Grafen in Diensten gewesener Laufer hatte sich ein sehr ansehnliches Vermögen erworben, und dadurch sich auch einen Dienst zu verschaffen gewünscht. Er hielt vermittelst einer Bittschrift bey dem Monarchen um den Hofrathskarakter an. Friedrich schrieb unter die Resolution: „Er kann laufen!“

Ein

Ein Pferdearzt in der Churmark hatte sich sehr viel Mühe gegeben, das Vieh von der Seuche zu retten. Zur Belohnung bat er sich den Hofrathstitel aus. Das Generaldirektorium meldete sein Ansuchen dem Könige, und fragte, ob Se. Majestät diese Bitte gewähren wollten? — Die Vorstellung kam zurück, und der König hatte das Wort Hofrath gestrichen, und statt dessen auf den Rand Viehrath geschrieben.

Ein noch lächerliches Anmuthen gegen den Monarchen war folgendes. Ein Rathschäferen Pächter ohnweit Brandenburg an der Havel suchte um den Kriegsrathskarakter an, und zwar im Jahr 1756. eben da der Monarch sich zum Kriege rüstete. Der Mann war ein bloßer Bauernschäfer gewesen, und hatte sich blos nach und nach einiges Vermögen erworben, gieng und betrug sich auch noch wie ein bloßer Bauer. Auf die erste Bittschrift ward ihm nicht geantwortet; da er aber wußte, daß viele den Kriegsrathstitel bekleideten, ohne je studiert oder mehr gelernt hatten, als er, (was doch eigentlich mit diesem schönen Karakter zusammenhängt,) so kam er zum zweytenmal ein. Der Monarch schrieb auf die Bittschrift folgendes: „Im und zum Kriege sind nur muntere Leute tauglich, die Schäfer aber sind zu verschlafen. Will er aber durchaus Rathschläge geben, so rathe er ein Mittel an, wie die Wolle verbessert, und im Frühjahr das Schafsterben verhütet werden könne.“

Zwey Präsidentinnen in Cleve, deren einer ihr Mann bey der Regierung, der andern Mann aber bey der Kammer angestellt war, lebten mit einander in einem beständigen Rangstreit. Die Regierungspräsidentin behauptete: ihr käme der Vorzug zu. Die Kammerpräsidentin

dentin dadurch beleidiget, schrieb an den Monarchen, und bat, daß Se. Majestät doch entscheiden möchten: wer von ihnen beyden oben an und voran gehen müsse? Friedrich schrieb zurück:

Die größte Närrin geht voran.

Ein vermögender Bierbrauer in Berlin hielt bey dem Könige um den Kommerzienrathstitel an. Der Monarch schrieb statt der Resolution auf den Rand der Bittschrift:

„Der Brauer wird ein Brauer,“

„Ein Brauer nützt dem Staat,

„Nur nicht als Kommerzienrath.“

Ich habe schon erwiesen, daß Friedrich eben so wenig gegen sich selbst das Ceremoniel und die große Meynung liebte, als er bey andern leere Titel und schaaale Prunksucht verachtete.

Hier sind noch ein paar Beweise mehr,

Nach der bekannten Schlacht bey Soor bemeisterten sich die Oesterreicher der Equipage des Königs, und nahmen ihm alles weg. Als seine Leute ihm dieses meldeten, sagte er lächelnd: „da sollten sie keine große Meynung von meinem Staate und meiner Pracht bekommen.“

Im siebenjährigen Kriege brachte man verschiedene gefangene französische Volontaire vor den König; welche ihre Kasketts und Federbüsche mit den Zeichen ihrer Bravour, das ist, mit zerbrochenen

Spiegeln und zerschlagenen bunten Porzellántassen ausgeschmückt hatten. Der Monarch sprach lächelnd: „Der einzige Glanz, welchen sich so ein Held geben kann.“

Man kam einmal auf das Abputzen des Königlichen Schlosses in Berlin zu sprechen. „Nun, welche Farbe sollt' ich ihm wohl geben lassen?“ fragte der Monarch. Es kamen hierauf verschiedene Farben in Anschlag. „Meine Herren!“ versetzte endlich der weise Friedrich: „neuer Geschmack vom Abputzen meines Hauses ist gar nicht mein Geschmack; Zeit und Alter können allein Königsschlösser würdig abputzen.“ —

Einmalen besah Friedrich bey seiner Anwesenheit in Hirschberg den Kirchhof, welcher rings herum von prächtig gebauten Grüften und Todtendekmalern wimmelt, die man allenfalls für kleine Kapellen ansehen könnte. „Was sind das für Häußchen?“ fragte der König. — „Grüfte der Kaufleute — war die Antwort. „Nun, das ist wahr,“ versetzte er: „der Staat erstreckt sich hier bis aufs Vermodern.“

Einer von des Königs Leuten ward schnell vorgerufen, und bat demüthigst um Vergebung, weil er noch so verworren um den Kopf erscheine. — „Wenn ihr nur im Kopfe nicht verworren seyd, so hat es weiter nichts zu sagen;“ erwiederte der gnädige König.

Ein Stadtschreiber einer ansehnlichen Stadt Schlesiens, der im Rufe der Unwissenheit und des Stolzes, daneben des Eigennuzes und der Hänkemacherey stand, auch sich des schweren Verdachts öffentlicher Betrügereyen und Veruntreuung ihm anvertrauter Pfänder schuldig gemacht hatte; übrigens jedoch durch heuchlerische Mienen und niederträchtige

tige Schmeicheleyen den Theil des Publikums zu berücken suchte, der ihn nicht näher kannte, erkühnate sich durch lügenhafte Vorstellungen von besondern Verdiensten, die er sich im siebenjährigen Kriege um den König und die Stadt erworben, in welcher er lebte, auch sogar durch Beybringung als Beweis einer Kontusion erwähnte, die er, bey Ausübung seiner Amtspflichten, von einem feindlichen Kosaken erhalten habe, von der hingegen seine Bekante versichern, daß sie nur die Folge seiner Geschäftigkeit bey einem Freudenmale gewesen sey, — dieser Mann erdreistete sich, gleich nach der Rückkunft des Königs aus 'gedachtem Kriege, unmittelbar bey dem Monarchen um einen Hof- oder Kriegsrathstitel anzuhalten. Der König, der sonst eben nicht geizig war, (wie schon vorher erwiesen) gegen die Gebühren Titel zu erteilen, und öfters Personen mit dem Kommerzien- Hof- oder Kriegsrathstitel begnadiget hat, deren Aufführung und Verdienste jenen Charakteren gar nicht entsprachen, nahm doch, wenn er von der Unwürdigkeit des Mannes hinlänglich unterrichtet war, der den Titel, welcher eigentlich nur die Bezeichnung des Amtes, welches jemand bekleidet, seyn sollte, zur Maske gebrauchen wollte, um darunter seine Niederträchtigkeiten zu verbergen, Anstand in sein Gesuch zu willigen, und erteilte in dergleichen Falle ihm immer eine solche Antwort, die ihn wünschen ließ, nie um einen höhern Karakter, als mit seinem Amte verknüpft war, gebeten zu haben. Eine solche Antwort erhielt nun auch vorerwähnter Stadtschreiber, von dessen Verdiensten und Betragen der Monarch nähere Erkundigung hatte einziehen lassen. Friedrichs weise Resolution lautete so:

„Se. Majestät ersähen zwar aus der Vorstellung des Supplikanten, daß durch irgend eine Kontusion sein Gehirn zerrüttet seyn müsse, weil er sich sonst nicht würde erdreistet haben, Allerhöchstdie-

R

„selben

„selben mit einer Bitte um einen Rathstitel zu behelligen, und in Betracht dessen wollten Sie ihm sein Brodt nicht nehmen, das ihm seine Schreibertelle gäbe, wobey es ohnedies mehr auf gesunde Hände als einen gesunden Kopf ankomme. Sonst hätten seine bekannten Streiche und Lügen Sr. Majestät gerechteste Ahndung wohl verdienet.“

Friedrich II. liebt nicht Schmeicheleyen.

1740. — 1763.

Die Wahrheit dieser Ueberschrift erörtern des großen Königs eigene Worte, die ich zum Motto dieses Werks gewählt habe, und deren er sich an einem Orte in seinen Regentenlehren bediente, die er für den jetzt regierenden Herrn Herzog Karl von Württemberg niederschrieb, wo er sich unter andern so vortreflich und richtig ausdrückt:

„So lange ein König lebt, ist er der Abgott seines Hofes. Die Großen streuen ihm Weihrauch; die Dichter besingen ihn, das Publikum fürchtet ihn, nur schwach wird er geliebt. Ist er todt, dann erscheint die Wahrheit, und oft rächt sich der Neid mit zu großer Strenge für allen den kriechenden Unsinn, den die Schmeicheley an ihn verschwendete.“ —

Und daß Friedrich der Zweite nicht allein in seinem Ausdrücke die Schmeicheley verachtete, sondern auch in der That ein Feind aller Schmei-

Schmeicheleien war, werden nachstehende Beyspiele satfsam zu erkennen geben.

Im Jahr 1740, da er seinen ersten Feldzug eröffnete, wurde auf einem Marsch, nahe an der Schlesiſchen Gränze in einer kleinen Stadt, bey einem Zuſtigbürger oder Bürgermeiſter für ihn Quartier beſtellt. Dieſer Mann glaubte ſeinen Monarchen mit einer kleinen Anrede bewillkommen zu müſſen. Er bereitete ſich hierzu ſo viel ihm Zeit und Umſtände erlaubten. Der König kam, und der Wirth ſtieg ſeine Rede an, worin er denſelben zum öſtern einen ſiegreichen Helden, Ueberwinder und Alexander nannte. Der Monarch hörte ihn mit vieler Geduld an, da aber die Rede zu Ende war, ſagte der weiſe Friedrich: „Mein Hochzuehrender Herr Bürgermeiſter, Er iſt ein wunderlicher Mann! Er hat noch nichts ſiegreiches von mir gehört, und zukünftige Dinge ſind mir und Ihm verborgen. Leb Er wohl!“ Hierauf gieng der König in das für ihn zubereitete Zimmer, und bezeigte ſich ſehr unwillig, daß man ihn hier einquartiert hatte.

Beym erſten Feldzuge Friedrichs nach Schleſien, wollte man in die Preußiſchen Fahnen die Worte ſetzen: pro Deo & Patria (für Gott und das Vaterland.) Als man um des Königs Bewilligung dazu anſuchte, ſo ſtrich er pro Deo weg, und ſagte: „Man muß den Namen Gottes nicht in die Streitigkeiten der Menſchen miſchen. Der Krieg betrifft eine Provinz, nicht die Religion.“ —

Einſt hielt bey einer gewiſſen Gelegenheit ein Mann von Stande, eine Lobrede auf Friedrich, welche ziemlich gut geordnet war, worin er auch ganz leidlich raiſonnirte (ſchwafzte,) aber in einem zu ſublimen

Nedertone beklamirte. Insonderheit sprach er zu emphatisch über die Liebe zu ihrem Monarchen. Der König hörte ihn lächelnd und mit Geduld an; als aber der Nedner geendet hatte, trat Friedrich einige Schritte zurücke, drückte den Huth in die Augen, und antwortete in dem nemlichen Nedertone aus dem Stegreif:

„Croiés moi, les humains que j'ai trop su con-
noître

„Meritent peu, Monsieur, qu'on daigne être
leur Maître.“

„(Glaubt mir, die Menschen, die ich nur zu sehr kennen gelernt habe, verdienen es sehr wenig, daß man sie würdigt, ihr Beherrscher zu seyn.)“

Wie richtig und wahr hier Friedrich früh urtheilte, hat die ganze nachfolgende Epoche seiner Regierung und — selbst die Zeit nach seinem Tode bewiesen. Nirgends hörte man geringfügiger von dem großen Monarchen sprechen, als zu Berlin; nie erlebte er mehr Widerspruch bey den wohlthätigsten Absichten, als wenn er es mit den Berlinern zu thun hatte, weshalb ich nur die einzige und noch ganz neue Geschichte wegen Einführung des neuen Berliner Gesangbuchs erinnern will, ohne der mancherley vortreflichen Einrichtungen zu gedenken. Wo wurden öfterer und schändlichere und plumpere Pasquille auf den Monarchen gemacht, als in dieser seinen Königsstadt? und wo am geschwindesten Friedrichs Andenken vergessen, als dessen großer Geist, erst 1786. die dauerhafte Hülle verlassen, als in Berlin — in Berlin, die schon

schon um Friedrichs Namen willen die Krone der Städte zu heißen verdient; wäre sie auch nicht wirklich durch ihres weisen Königs Fürsorge auf die Stufe gelangt, auf der sie stehen könnte, und noch vester stehen, immer höher klimmen könnte, wenn sie wollte, und nicht eben so gering achtete den anbetenswürdigen Nachfolger, wie den unvergeßlichen Vorgänger! —

Nach einer blutigen Schlacht fragte Friedrich seine Offiziere, wer sich, ihrer Meynung nach, diesen Tag am tapfersten gehalten hätte? — Eure Majestät, lautete die allgemeine Antwort. — „Ihr irret,“ versetzte der Monarch: „ein Pfeifer ist es; ich bin während der Bataille wohl zwanzigmal bey ihm vorbeugekommen, und er hat von dem ersten Angriff an bis zum letzten, nicht abgelaßen, sein Turlütütü zu blasen.“ —

Als Friedrich während des siebenjährigen Krieges Sachsen gleichsam als Souverain beherrschte, und da man für ihn nach einem erhaltenen Siege in den Kirchen das Te Deum absingen mußte, kamen auch wie es bey dergleichen Umständen immer zu geschehen pflegt — viele unberufene Lobredner, mit ihrem Beklimpere unter des Monarchen Angesicht. Unter dieser Klasse von Lobrednern befand sich auch ein gewisser Geislicher, welcher eben so klein am Geist seyn mußte, als er von Person wirklich nur ein Diminutiv war. Er hieß Dietrich; er wollte seine Lobrede mündlich vortragen, welches ihm auch gestattet ward. Der Anfang seiner Lobrede lautete: Halber Gott, großer Friedrich! Hierauf fieng er an zu stottern, verstummte bald ganz, und konnte weiter nichts mehr hervorbringen, als Verbeugungen, die sehr das Ansehen eines morgenländischen Staubleckers hatten. Friedrich schon von den
ersten

ersten zwey Worten verdrüsslich gemacht, antwortete schnell, aber ohne alle Verbeugung: „Ganzer Narr, kleiner Dietrich!“ kehrte sich um, und entließ den Redner seines weitem Stotterns *).

Als Friedrich aus dem siebenjährigen Kriege zurückgekommen war, bezeugte ihm auch die Judenschaft zu Frankfurt an der Oder ihre ehrfurchtsvolle Freude durch ein Gedicht, welches sie, Wort für Wort, auf das prächtigste hatte sticken lassen. Der König erschrak über das sehr große und dicke Konvolut, und fragte: ob sie ihm ein ganzes Buch zum Willkommen hätten drucken lassen. Der Vornehmste unter diesen Juden erklärte dem Monarchen, daß ihr Glückwünschungsge-dicht nur deswegen so groß sey, weil es Zeile für Zeile, mit Gold und Silber und Seide gestickt worden wäre. Hierauf ließ sich der König aufs gnädigste herablassend einige Strophen vorlesen, und gab seinen lauten Beyfall zu erkennen, weil sich im Gedicht auch die hebräischen Worte Scholom und Adonai befanden. „Genug, genug!“ rief er; „ich höre schon, daß ich euer gnädiger Judenkönig seyn und bleiben soll; ich werd' es auch thun.“ Und damit entließ er das ganze Frankfurter Israel mit lautem Frohlocken und Jauchzen. Der Monarch lachte noch bey der Tafel über diese einfältig gutgemeynte Judenprozeßion, und sagte: „daß ihm von tausend Ehrenbezeugungen keine so viel Plaisir wie diese gemacht hätte.“

Als

*) Diese Anekdote ist in der Berliner Sammlung, von Anekdoten und Charakterzügen, 1ztes Stück ganz verkehrt erzählt worden, im 2ten Stück der Beyträge 10. hingegen in der Hauptsache richtig, aber auch nicht vollständig. So, wie sie hier erscheint, ist sie richtig.

Er.

Desto weniger aber soll ihm eine andere Glückwünschungsrede der Judenschaft einer andern Judenschaft in der Mark gefallen haben. Welche unter andern unschicklichen Ausdrücken zum Lobe des Königs sich auch folgender bedient hatte:

Der du weise deine Handlungen verrichtet, wie Salomo, und unüberwindlich gefochten hast, wie David; fahre fort, uns dein treues Volk zu beherrschen, wie sie beherrscht haben unsre Väter. Dazu wolle Gott dich ausrüsten, und unser Gebet erhören, Sela!

Friedrich erwiederte dagegen mit sichtbarem Verdruss: „Ich kann und mag weder ein zweyter Salomo noch David seyn; denn ich kann Schleicher eben so wenig leiden, als David sich nicht mit dem Schwerdt an Saul wagte, noch Weiber in meinen Rath nehmen, als Salomo seinen größten Ruhm, sie zu besingen, suchte. Dergleichen unnatürliche Schmeicheleyen verbitte ich mir ins künftige, ernstlich.“ —

Ein anderer Glückwunsch von einem gewissen Herrn in einem ansehnlichen Amte muß ihm eben so wenig gefallen haben; denn da sein Vorleser an die Stelle kam: (Es war ein Wunsch in Reimen abgefaßt.)

Mit Brutus freyem Sinn, mit Cäsars Lorbeerthaten,
Dein Schwerdt wie Hannibal dem flüchtigen Feinde zeigtest,
Und stets wie er den Sieg auf Römerseite nigtest —
Dem Alexander gleich ic.

„Hört auf!“ fiel der König ein: „Der Mann ist toll; ich gehöre nicht unter der Herren ihre Fahne. Die Adresse hätte statt Potsdam Wien heißen sollen; denn dort hängen noch römische Trophäen.“ —

Ein anderer Glückwünschredner hatte sein Gedicht so angefangen:

Die Sonne schien, der Adler stieg,
 Der Lorbeer wehte Sieg,
 Und Preussens grosser Friedrich,
 Vor dem Kanonen-Donner schwieg
 Kehrt wieder in sein Land zurück,
 Als Schutzgott zu Europa's Glück &c.

Der König befahl mit Unwillen, das Gedicht wegzulegen: „Der Mensch,“ sagte er: „macht mir Sottisen und Schmeicheleyen zugleich. Man sollte ihn billig unter die Kanoniers stecken, daß er einen bessern Begriff vom Kanonenfeuer bekäme, und mich nur in so fern als allmächtig kennen lernte, als sein abgeschmacktes Gedicht mich reizen könnte, seine schwarze Kutte in eine blaue Uniform zu verwandeln.“ Dieses letztere besser zu verstehen, muß ich dazu setzen, daß dieser Glückwünsch-Dichter ein Prediger gewesen ist.

„brauche, ist keiner da.“ — Ein andermal sagte er während des Karnevals, da ein großer Ball bey Hofe seyn sollte, zu dem verstorbenen General von Ramin: „Hör Er doch, Ramin! ich gebe morgen einen grossen Ball; invitire Er doch meine Kammerherren dazu.“ — Wer sind die, Ew. Majestät? fragte Ramin. Der König erwiderte: „Ei! weiß Er denn nicht? meine Fährliche aus der Gar-
nison.“ —

Zu eben der Zeit sah der König in einer Allee in Pyrmont eine ansehnliche Dame von Stande promeniren, und in einem Buche lesen. Der König, der ihr in der Allee begegnete, fragte! was das für ein schönes Buch sey, welches ihr Gesellschaft zu leisten die Ehre hätte? Die Dame zeigte ihm den Titel, und sagte, indem sie eine tiefe Verbeugung machte: O, ein lieber Gesellschafter! — „O, Madam!“ sagte der Monarch, „warum kann ich Sie für diese schmeichelhafte Ueberraschung nicht zu einem meiner Staatsminister machen!“ —

Es war dieses Buch des Königs Antimachiavel, der eben aus der Presse gekommen war. Um denen von meinen Lesern, welche dieses Buch nicht kennen, einen Vorschmack von den darin enthaltenen erhabenen Gedanken und der schönen Schreibart des Durchlachtigsten Verfassers zu machen, will ich den Vorbericht dieses so trostlichen Werks, da er nicht gar lang ist, hier beysetzen:

„Das Buch des Machiavels von der Regierungskunst eines Fürsten, ist in Ansehung der Sittenlehre eben dasjenige, was das Buch des Spinoza in der Glaubenslehre ist. Spinoza untergrub den Grund des Glaubens, und suchte das Religionsgebäude umzuführen. Machiavel verderbte die Staatskunst, und unternahm die Lehren

Lehren der gesunden Moral zu vernichten. Die Irthümer des einen waren nur Irthümer des Gehirns; des andern seine betrafen die Ausübung. Indessen haben doch die Gottesgelehrten Lärm geblasen, wider den Spinoza die Waffen ergriffen, sein Werk in bester Form widerlegt, und die Gottheit wider seine Anfälle behauptet. Dagegen ist Machiavel von einigen Sittenlehrern nur ein wenig herungeholt worden; und er hat sich, dem und seiner schädlichen Moral unerachtet, auf der Lehrstube seiner Politik bis auf unsere Zeit erhalten. Ich übernehme die Vertheidigung der Menschlichkeit wider diesen Unmenschen, der dieselbe verachten will. Ich setze die Vernunft und die Gerechtigkeit dem Betrug und dem Laster entgegen, und ich habe es gewagt, meine Betrachtungen über Machiavells Buch von Kapitel zu Kapitel anzustellen, damit der Gegengift unmittelbar auf die Vergiftung folge. Ich habe allezeit Machiavells Buch von der Regierungskunst eines Fürsten, als eines der gefährlichsten Bücher angesehen, so jemals in der Welt ausgestreuet worden sind. Es ist ein Buch, welches natürlicher Weise den Fürsten und denjenigen, die die Staatskunst lieben, in die Hände fallen muß. Es ist dabey nichts leichter, als daß ein junger ehrgeiziger Mensch, dessen Gemüth und Verstand noch nicht genugsam geschickt sind, das Gute von dem Bösen richtig zu unterscheiden, durch Regeln, welche seinen Leidenschaften schmeicheln, verderbt werde. Aber wenn es übel gethan ist, die Unschuld einer Privatperson zu verführen, so ist es ja weit schrecklicher, wenn man Fürsten verführet, welche Völker regieren, die Gerechtigkeit verwalten, davon ihren Untertanen ein Beyspiel geben, und welche durch ihre Güte, Grosmuth und Barmherzigkeit, lebende Ebenbilder der Gottheit seyn sollen. Die Ueberschwemmungen, die Länder verwüsten, der Blitz, der Städte einäschert, die Pest, die Provinzen entvölkert, sind auf der Welt nicht so schädlich, als die gefährliche Moral und die unbändigen Leidenschaften der Könige. Die Plagen des Himmels dauern eine gewisse Zeit, sie verwüsten nur einige Gegenden; und

ein solcher Verlust, ob er wohl schmerzlich ist, kann wieder gut gemacht werden. Aber die Laster haben eine weit längere Dauer, und schaden ganzen Völkern. So wie die Könige Macht haben, Gutes zu thun, wenn sie wollen, eben so haben sie auch Gewalt Böses zu thun, wenn sie es beschlossen haben. Und wie bejammernswürdig ist nicht der Zustand der Unterthanen, wenn sie alles von dem Misbrauche der höchsten Gewalt zu befürchten haben, wenn ihr Vermögen dem Geitze des Fürsten, ihre Freyheit seinem Eigensinn, ihre Ruhe seiner Ehrsucht, ihre Sicherheit seiner Treulosigkeit, und ihr Leben seiner Grausamkeit ausgesetzt ist? Dies ist die traurige Abschilderung eines Staats, in welchem ein Fürst nach dem gegebenen Muster des Machiavels herrschen würde. Ich kann diesen Vorbericht nicht schließen, ohne denjenigen noch ein Wort zu sagen, welche glauben, Machiavel schreibe vielmehr dasjenige, was Fürsten wirklich thun, nicht aber was sie thun sollten. Dieser Gedanke hat vielen gefallen, weil er satyrisch ist. Diejenigen, welche einen solchen Ausspruch gefalle haben, sind ohne Zweifel durch das Beispiel vieler bösen Prinzen, welche mit dem Machiavel zu gleicher Zeit gelebt haben, und die er angeführt hat, oder durch das Leben einiger Tyrannen, welche ein Schandstreck der Menschheit gewesen sind, verführt worden. Ich bitte, diese Splitterrichter mögen erwägen, daß, da die Verführung des Throns sehr mächtig ist, man mehr als eine gemeine Tugend vonnöthen hatte, selbiger zu widerstehen; und daß es dennoch kein Wunder sey, wenn bey einer so kleinen Anzahl Fürsten einige böse unter den guten anzutreffen sind. Unter den römischen Kaisern, da man einen Nero, einen Caligula, einen Tiberius zählt, erinnert sich die Welt auch mit Lust der durch die Tugend geheiligten Namen eines Titus, Trajans und eines Antonius. Es ist also eine große Unzerechtigkeit, einem ganzen Orden das zur Last zu legen, was nur einzelnen Gliedern desselben zukommt. Man sollte in den Geschichten nur die Namen der guten Fürsten aufbehalten, und hingegen die Namen der andern mit ihrer Trägheit

heit, Ungerechtigkeit und Laster auf ewig erstorben lassen. Die Geschichtsbücher würden zwar dadurch sehr gemindert, aber die Menschlichkeit würde dabey gewinnen, und die Ehre in der Geschichte zu leben, seinen Namen bis auf die künftigen Zeiten, ja bis zur Ewigkeit zu bringen, würde nur eine Vergeltung der Tugend seyn. Machiavels Buch würde nicht mehr die Luft in den Staatszimmern vergiften. Man würde die Widersprüche, in die er beständig mit sich selber verfällt, verachten, und die Welt würde sich überreden, daß die wahre einzig auf die Gerechtigkeit, Klugheit, und Gültigkeit gegründete Staatskunst der Könige auf alle Art dem unrichtigen und abscheulichen Lehrgebäude vorzuziehen sey, welches Machiavel der Welt mitzutheilen die Freyheit gehabt hat.“ — *)

Die

*) Der Herr von Voltaire besorgte den Druck von Friedrichs Antimachiavel, doch Johann Düren, bey dem die erste Ausgabe 1740 erschien, kehrte sich an die immer nachgeschickten Aenderungen im Exemplar nicht, sondern gab die Urschrift heraus, wie er sie zuerst bekommen hatte, und diesem Drucke folgte bald darauf ein Abdruck von Wilhelm Mayern in London. Dies Betragen mißfiel dem Herrn von Voltaire äußerst, daß er so fort in dem Haag eine neue Ausgabe veranstaltete, worin er seine ersten beiden für unächt erklärte, da er sie, weil schon alle Exemplare davon in die Welt gleichsam geflogen waren, nicht unterdrücken konnte. Die letztere Arbeit hatte merkliche Abänderungen, so wohl in dem Titel als im Texte selber, unter welchem jedoch die abweichenden Lesarten der vorigen gesetzt sind. Ob nun schon Düren fortfuhr, seine erste Ausgabe immer neu aufzulegen, und grossen Abgang fand, so thut man doch besser, daß man die letztere gedachte Ausgabe oder einen richtigen Nachdruck davon sich erwähle, als in welcher man alles zusammen hat. Das Buch fand einen allgemeinen Beifall. Nur der französische Abt Saint Pierre ist so eigensinnig gewesen, einige Anmerkungen über den

Die Gymnasiasten von beyden Gymnasien in Breslau brachten dem Könige, als er bald nach seinem Regierungsantritt nach Breslau gekommen war, eine feyerliche Musik, und überreichten ihm ein Gedicht, welches ein junger Sachs von Löwenheim in einer kurzen Rede übergab. Der Monarch hörte nicht nur diese an, sondern erkundigte sich auch beym Redner nach der Verfassung des Gymnasiums, und ernannte ihn hierauf zu seinem Leibpagen, schickte auch den Gymnasiasten ein Paquet von 60 Dukaten, und ein fünfviertelliches Faß Rheinwein, und dies alles aus der Ursache, weil die Rede edel und das Gedicht mit feinem Lob durchwebt war.

Der König hatte eine Schnupftabacksdose machen lassen, worauf ein possierlicher Affe gemahlt war. Diese schenkte er dem Grafen von Schwerin, um zu hören, was dieser dazu sagen würde. Der Graf dankte ehverbietigst dafür, und schien sich äusserst zu freuen. Kaum war er aber von der königlichen Tafel aufgestanden, so schickte er augenblicklich einen schnellreitenden Boten mit der Dose nach Berlin; ließ den Affen herausnehmen, des Königs Bildniß hineinsetzen, und zwar so eilig, daß er sie den folgenden Morgen schon wieder hatte. Der Graf speißte den Mittag wieder beym Monarchen. Da der König sahe, daß Schwerin eine Prise aus der Dose nahm, die er ihm den Tag vorher geschenkt hatte, sagte er: „Was gilt's, die Dose gefällt ihm?“

„Ja,

den Machiavell in einem sogenannten politischen Räthsel zu machen. Ein unbekannter Deutscher aber hat diesen politischen Griffenfänger mit seinen Staatserscheinungen in einer Beantwortung unter dem Titel: Anti Saint Pierre oder Widerlegung des von dem Abt Saint Pierre vorgelegten politischen Räthsels 1742. gründlich wiederlegt.

„Ja, Eure Majestät, erwiederte der Graf, sie ist mir um so lieber, weil auf derselben das mir so verehrungswerthe Bildniß „Eure Majestät steht.“

Der König stuzte etwas über die Antwort; er ließ sich die Dose geben, wurde überrascht, da er die Abänderung derselben sah, und sagte: Euer Einfall ist sinnreich, und macht Euch viel Ehre, und mir eine angenehme Schmeicheley. — Nach der Tafel rief er den Grafen in sein Kabinet, schenkte ihm eine andere sehr prächtige Dose, worauf sein Bildniß stand, mit den Worten: Ich bin auf Eurer Tabatiere nicht so recht getroffen. Hier ist ein ähnlicheres Portrait von mir. —

Im Jahr 1753. hielt sich ein junger Mann in Berlin auf, der ein großes Geheimniß aus seiner Herkunft machte. Er hatte viel Talente, und hatte unter andere ein Werk geschrieben, das Voltaire und Montesquieu durchgesehen, und sehr gut gefunden hatten. Dieser Mann schrieb an den König: der Beyfall jener Männer sey ihm nicht genug; der Beyfall des Monarchen sey es allein, worin er seinen Ruhm und seine Ehre suche. Friedrich antwortete ihm: „Ihr seyd zu difficile; die Namen, die Ihr mir da genannt habt, sind mehr als alle Könige in Europa. Ich nehme Euer Buch an, um meinen Namen mit den andern vermischen zu sehen.“ —

Voltaire war einst bey seiner Anwesenheit am Preussischen Hofe sehr beym Könige in Ungnade gekommen, und es gelang ihm auf keine Weise, sich wieder beym Monarchen in Kredit zu setzen. Endlich dauerte ihm diese Ungnade zu lange, und er schlich dem Könige im Garten nach. Der König gieng Alleen auf und nieder, und las ernsthaft in seinem Buch: das war nun eben kein Point zum stören.

Voltaire stand also schon im Begriff, wieder aus dem Garten zu schleichen, und eine bequemere Gelegenheit abzulauren. Glücklicher Weise schlug der König sein Buch zu, blieb tief denkend vor Cäsars Statue stehen, und betrachtete sie über eine Viertelstunde. Hurtig schlich sich Voltaire näher, und fieng etwa sechs Schritte vom Könige überlaut zu lachen an. Der König sah sich schnell um, erblickte Voltaire, und fragte ziemlich finster: was er hier wolle, und worüber er lache? „Meine Krone ablegen will ich, und mich dann über einen König todt lachen, der so lange bey einem Familienstück verweilen kann.“ — Friedrich fühlte das feine Lob, und mit einem wahren Voltaire! Voltaire! erhielt er die Gnade des nachsichtsvollen Monarchen wieder.

Nicht allein die feinen Schmeicheleyen und das wahre Lob gegen sich mochte Friedrich wohl leiden, sondern er wußte ein solches Betragen auch zu schätzen, und auf eine ausgezeichnete oft thätige Art zu erwiedern, wenn es Personen betraf, die er besonders schätzte oder liebte. Einen Beweis hiervon kann folgender Umstand abgeben.

Der französische General Graf von Türrpin betrug sich in der That sehr groszmüthig gegen Quedlinburg, und machte, als Feind, mit seiner guten Ausführung gegen die geliebte Schwester Friedrichs, die Prinzessin Amalie, welche Nebenstin von Quedlinburg war, dem Könige selbst die angenehmste Schmeicheley, die dieser aber auch zu schätzen wußte. Türrpin bezeugte nämlich gegen diese Prinzessin so viel Achtung, daß er zu den Bürgermeistern, die ihm entgegengeschickt waren, um ihn um die Bestimmung der Summe zu bitten, die sie als Kontribution erlegen sollten, sagte: er verlange weiter nichts als die nöthige Unterhaltung seiner Truppen, und einige Frachtwagen zum Transport, von welcher Last indessen das Kapitel frey bleiben müsse, weil

weil des großen Königs Schwester das Haupt davon sey. Dieses Kompliment nahm Friedrich so hoch auf, daß er dem Grafen ein äufferst verbindliches Dankfagungsschreiben darüber zusandte.

Friedrich der Zweite verachtet alle Arten Prohserereyen,
Uebermuth und Sonderlings-Betragen.

(1740 — 1763.)

Ein gewisser General in königlichen Diensten, der übrigens ein verdienstvoller Mann war, sprach bei allen Gelegenheiten sehr eifrig für die Freiheit, und schimpfte mit Bitterkeit auf die schändlichen Sklavenketten des Despotismus. Der König, der solches erfahren hatte, ließ schon längst sein Misfallen darüber merken, und endlich, da gedachter General gar nicht anders zum Nachdenken über dergleichen ungebührliche Aufführung kommen wollte, schrieb er an ihn folgendes ernstliche doch auch gültlich warnendes Billet:

Mein lieber General von — — —

„Ich ersuche Euch, daß Ihr ferner nicht mehr den Brutus
in meinen Staaten spielt: sonst sehe ich mich genöthigt, eine Konspi-
ration gegen Eure Freiheit anzuzetteln.“

Friedrich.

Als Friedrich im Jahr 1758. am 25ten August, zu der Schlacht bey Zornsdorf bey Geisshofe über die Oder gegangen war, brachten die Husaren einige Kosaken, die sie gefangen genommen hatten, zu dem König. Diese Leute sowohl als ihre Tracht war allen etwas ungewöhnliches. Der König betrachtete sie aufmerksam, und sagte nachher zu dem Major von Wedell, dessen Grenadierbataillon die Avantgarde hatte: „Seh' Er einmal, mit solchem infamen Krop muß ich mich schlagen.“

So sahe Friedrich auch die Geistlichen nicht gern in ihrem Ornate, wozu folgende Unterredung, die er bey Gelegenheit mit einigen Berlinischen Gelehrten über diesen Gegenstand hielt, den Beweis abgeben mag. Der Monarch erklärte sich so: „Ich habe nichts wider die Prediger, nur kann ich nicht leiden, daß sie sich durch besondere Kleidungen von andern Menschen unterscheiden wollen, und daß sie sich für Statthalter Gottes ausgeben. Denn, was ist der Mensch gegen Gott? — Ein Tropfen gegen den Ocean.“

So war Friedrichen aller Uebermuth selbst auch an den sonst verdientesten Leuten zuwider, welches z. B. aus dem Umstand erhellet, als er im Jahr 1759. dem berühmten französischen Gelehrten d'Alembert die Präsidentenstelle bey der Akademie der Wissenschaften in Berlin mit einem jährlichen Gehalt von 6000 Thlr. anbot, dieser aber selbige ausschlug. Der König, dem dieser gelehrte Uebermuth, mit welchem d'Alembert diese Stelle ausschlug, verdroß, sagte: „Er sucht seinen Stolz darin, daß er Fürsten entbehren kann, und hofft, die Nachwelt werde ihn für seine Unizernützigkeit schadlos halten. O! da kennt er die Nachwelt noch nicht; entweder sie wird ganz davon schweigen, oder, wenn sie es erwähnt, wird es als eines dummen Streichs geschehen, den er in seinem Leben gemacht hat.“

Eben so wenig konnte Friedrich die Sonderlinge leiden. — Ein Kaufmann in Westphalen, Namens Wölder, welcher einen ziemlichen Handel betrieb, gab seiner gesunden Vernunft den Abschied, gieng zur Frömmelley über, und ward dadurch nach und nach zum ausgezeichnetesten Sonderling. Weil er sich nun dadurch bey seinen Mitbürgern allerley Spottes aussetzte, so legte er seine Handlung unter dem Vorwande nieder: ein wahrer Christ könne unmöglich ein Kaufmann seyn; empfand aber bald, daß er daran thöricht gethan habe, indem ihn sein kleines entübrigttes Vermögen nicht erhalten konnte. Nun gab er sich Mühe, eine Civilbedienung im Preussischen zu bekommen; da ihm dies aber sehr erschwert wurde, so wendete er sich unmittelbar an den König, und stellte demselben vor: daß sein Gewissen so unschuldig und rein, auch so empfindlich wäre, daß es nie die listigen Streiche hätte ertragen und dulden können, welche bey dem Handel, den er bisher betrieben, nothwendig wären. Aus Liebe zur Herzensreinigkeit, und damit er sein Gewissen unbefleckt erhalten möchte, hätte er daher sein Gewerbe niedergelegt, und wünschte, Sr. Majestät, in irgend einem konvenablen Civilposten zu dienen; welches er mit aller Rechtfertigkeit zu thun gedächte.

Friedrich ließ diesem Manne folgendes Kabinettschreiben ertheilen:

„Se. Königliche Majestät in Preussen, unser allergnädigster Herr, lassen dem Kaufmann Wölder, auf seine Eingabe vom 15ten dieses Monats, worin er um eine Civilbedienung bittet, zur allergnädigsten Resolution ertheilen: daß Höchst dieselben nicht gemeynet sind, ein so überirdisches und delikates Gewissen in Dero Dienste, als welche nur irdisch sind, und in denen es auch Gele-

„genheiten geben möchte, dasselbe zu irritiren, zu ziehen, und überlassen denselben allen den himmlischen Empfindungen, welche eine so seltene Herzensreinigkeit nothwendig gewähren muß. Welches demselben hiermit zum allergnädigsten Bescheid dienet.“

Potsdam, den 17. Julius 1753.

Friedrich.

Wie Friedrich II. gegen Unbesonnenheiten ic. dachte und handelte, erfuhr ein Musketier unter dem ehemaligen von Stutterheimischen Regimente in Königsberg. Dieser Mann war eines Predigers Sohn aus dem Dessauischen, besaß viele Sprachkenntnisse, wurde Magister in Halle, entfernte sich von da Schulden halber, gieng zur katholischen Kirche über, und wurde dadurch Professor zu Würzburg. Diesen Posten verließ er wieder, gerieth in die Hände Preussischer Werber, und wurde dem besagten Stutterheimischen Regimente einverleibet. In Königsberg hatte er Gelegenheit durch Informiren und Abschreiben sein hinlängliches Auskommen zu verdienen. Indessen verwendeten sich einige seiner Gönner und Freunde bey dem Regiments-Chef und dann bey dem Könige unmittelbar zu seinem Besten, um ihm den Abschied vom Regimente zu bewirken. Der König forderte Bericht von seinem Lebenswandel, und wie er unter das Militär gekommen sey. Hier begieng der Mann die Unbesonnenheit, in dem eigenhändigen Aufsatze, den er von seinem Lebenslaufe gemacht, anzuführen: „er sey eines gehabten Ehrenhandels wegen genöthiget worden, Dienste zu nehmen.“ Nun rescribirte Friedrich: Er sehe aus dem Lebenslaufe des Supplikanten, daß er sich besser zum

zum Soldaten als zum Gelehrten schiefe. Er sey jetzt in der Sphäre, woein er gehöre, darin solle er auch bleiben.

In den ersten Regierungsjahren empfahl eine fremde Fürstin dem Monarchen zwei Subjekte in folgendem Schreiben: „Ich nehme mir die Freiheit, Euer Majestät zwey Subjekte von einer sehr seltenen Gattung zu empfehlen. Der eine ist ein junger Philosoph, der von Natur flatterhaft war, den aber Fleiß, Ueberlegung und besonders Unglücksfälle vernünftig gemacht haben. Der andere ist ein gefetzter Mann, die Redlichkeit selbst, außerordentlich kalt, und abgemessen in seinen Handlungen, klug, ehrwürdig in jedem Betracht. Er lebt einsam aus Neigung, und zerstreuet sich aus Pflicht. Kurz, er ist einer von den seltenen Menschen, an die man sich gewöhnlich wendet, wenn man Rath bedarf.“ —

Der König antwortete auf diese weitläufige Empfehlung ganz deutlich :

Madame!

Der erste von diesen seltenen Männern braucht mich nicht, und den andern brauche ich nicht. Ich bin ic.

Friedrich.

Ein gewisser vornehmer Landesoffizier meldete sich beym Könige um die Würde eines Obermundschenken. Der Monarch antwortete ihm:

„Ich

„Ich wundere mich sehr, daß Ihr eure Talente nicht zum Landesbesten anzuwenden bemühet seyd. Die alte Barbarey des Gefäss ist Gottlob längst von meinem Hofe verbannet und verdrängt; und ich will nicht, daß Unsinn und Unvernunft durch eine solche Stelle wieder eingeführt werden soll.“

„Erwählet Euch einen rühmlichen Posten, worin Ihr nützlich seyn könnt, und seyd versichert, daß ich alsdann immerhin auf Euch vorzüglich reflectiren und zeigen werde, daß ich bin

„Euer wohlaffectionirter König“

Friedrich.

Als sich Friedrich bey seinem Regierungsantritt in Schlesien huldigen ließ, erhob er, der hergebrachten Gewohnheit gemäß, verschiedene Personen in den Adelstand. Einige Jahre darauf ritt ihm einer dieser Neugeadelten bey seiner Revüereise in Schlesien vor, und unterließ nicht, sich dem Könige so lange zu präsentiren, bis dieser auf ihn aufmerksam wurde. — Wer ist Er? fragte der Monarch. „Ich bin einer von denjenigen, welche Eure Majestät bey der Schlesischen Huldigung in den Adelstand zu erheben die Gnade gehabt haben.“ — Die erste Probe ist schlecht gerathen; erwiederte Friedrich.

In den jüngern Jahren Friedrichs, hatte ein sehr schönes Frauenzimmer die Ehre, sich bey ihm eine Gnade ausbitten zu dürfen. Der Monarch gieng auf und ab, ihr Bedenkzeit zu lassen, endlich aber dauerte es ihm zu lange. Nun fragte der König, „hat Sie denn gar

gar nichts von mir zu bitten?“ Mein, versetzte sie. — „Nun, so geh Sie in Gottes Namen! — Sehr schön, aber sehr einfältig,“ sprach Friedrich zu einem anwesenden Cavalier: „ich will ihr „aber doch eine Goldbörse nachschicken, vielleicht kauft sie sich Verstand dafür.“ —

Bei Friedrichs Regierungsantritt saß noch in Pommern ein Edelmann gewisser Verbrechen wegen auf der Bestung. Der Edelmann glaubte dadurch, wenn er von der lutherischen zur kalvinischen Religion überträte, nicht allein seine Befreyung vom Arrest, sondern auch wohl gar noch eine Belohnung zu erhalten. Er that dies wirklich, und schrieb gleich nachher an den König: Er schmeichle, auf Sr. Majestät Gnade Anspruch machen zu können, da er mit Allerhöchstdenselben zugleich ein Glaubensgenosse der reformirten Kirche geworden sey, und bitte daher um seine Befreyung, und um einen anständigen Posten. — Der König antwortete ihm: „Er habe ganz „recht, wenn er glaube, Ansprüche auf seine Gnade machen zu können, „und um ihm dieses zu beweisen, sollte er noch ein Jahr länger auf „der Bestung bleiben.“ —

Als Friedrich nach dem Friedensschlusse im Jahr 1763. nach Berlin reiste, war ihm die Schützen Gilde einer gewissen Stadt entgegengeritten. Der Schützenkönig näherte sich dem Wagen des Monarchen, und sagte, auf Befragen, wer er wäre? — Ich bin der regierende König von der mich hier begleitenden Schützen Gilde dieser Stadt; worauf er sich räusperte, und anfangen wollte eine Rede zu halten. „Laß Er das nur seyn, Herr Vetter!“ unterbrach ihn Friedrich; „ich weiß schon, was Er haben will. Führt Er sich in seinem Reiche nur immer gut auf, so wollen wir schon zusammen gute „Freunde bleiben. Adieu! — fahrt zu!“ —

Friedrichs II. Betragen gegen seine Eltern, Geschwister, Gemalin und Familie überhaupt, als König.

1740 — 1763.

Schon als Prinz betrug sich Friedrich gegen seine Familie auf eine sehr ungleiche Weise, aber noch mehr als König. Seinen Großvater, König Friedrich den Ersten, verachtete er, wie aus seiner Lebensbeschreibung desselben bekannt ist; in Absicht seines Charakters findet er nichts zu rühmen, als Gutherzigkeit. Selbst die Königliche Würde, die er seinem Hause erworben hat, rechnet er ihm nicht eben zum Ruhme an, und doch nennet er ihre Erwerbung ein Meisterstück der Politik, und erkennet sie für ein wichtiges und großes Ereigniß, das es auch in Ansehung des Kurhauses Brandenburg wirklich war, und durch dazwischen gekommene Umstände noch mehr geworden ist. In gesellschaftlichen Unterredungen pflegte er ihn öfters den neugebackenen König zu nennen, der in Ansehung des eiteln Gepränges Ludwig den 14ten von Frankreich, habe nachahmen wollen. Das letzte war zwar ein Fehler, den viele andere Große mit ihm gemein gehabt, vielleicht noch haben mögen, und in Zukunft noch lange haben werden; aber als der erste König von Preussen verdiente Friedrich I. doch wohl etwas mehr Hochachtung, —

Den großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm, hingegen ehrte Friedrich II. über alles, und hielt ihn (wohl nicht ohne Ursache) für den größten Fürsten seines Hauses. Als der alte Dohm abgebrochen,

brochen, und aus demselben die Särge nach dem im Lustgarten neubauten Dohm gebracht worden waren, verlangte Friedrich, daß der Sarg dieses großen Fürsten geöffnet werden sollte. Er begab sich nebst einigen Flügeladjutanten dahin. Der Stallmeister Lochner hatte sich, da sonst Niemand zugelassen wurde, mit in die Kirche geschlichen, und stand von fern an der Thür. Der König bemerkte ihn, und ließ ihn näher herantreten. Man sah im offenen Sarge den Kurfürsten in seinem Ornate und der Tracht seiner Zeiten, nämlich in dem Kurmantel, einer großen Halskrause, ein Paar großen Handschuhen mit Frangen, gelben Stiefeln, und einer großen Perücke. Sein Gesicht war noch ganz kenntbar. Friedrich betrachtete ihn eine geraume Zeitlang, ohne zu reden; endlich traten ihm die Thränen in die Augen; er ergriff die Hand des Kurfürsten, wendete sich zu den Umstehenden, und sagte mit lebhafter Stimme, gleichsam in Begeisterung: Messieurs, der hat viel gethan. Macht den Sarg wieder zu!

Daß Friedrich seiner Frau Mutter bis an ihren Tod mit vorzüglichster Achtung begegnen würde, war nicht nur wegen ihrer großen Liebe zu ihm, sondern auch um seiner Grundsätze willen zu erwarten. Dies zeigte sich besonders bey öffentlichen Gelegenheiten und Festen des Hofes, an welchen der Monarch seine Mutter mit der größten Devotion zu führen pflegte.

Auch vergaß er nie der kindlichen Ehrfurcht gegen seinen Herrn Vater, ob ihn gleich dieser oft mit großer Strenge behandelt hatte. Die Denkwürdigkeiten der Brandenburgischen Geschichte, welche aus seiner königlichen Feder geflossen sind, liefern in der Lebensgeschichte seines Herrn Vaters hiervon ein einleuchtendes Beyspiel.

Unter andern beweiset dieses auch folgende Anekdoten: Friedrich erfuhr einst, daß sich zu Potsdam ein alter Invalide aufhalte, von dem man erzählte, er habe schon unter der Regierung Friedrichs des Ersten gedient. Eines Tages befahl er seinem geheimen Kammerer, den Mann zu ihm kommen zu lassen. Dieser gieng zu dem Invaliden, und fragte ihn: ob er wohl im Stande zu seyn glaubte, mit dem Könige reden zu können? und da jener dies bejahete, befahl er ihm, sich reinlich anzukleiden, und um eine bestimmte Zeit sich auf dem Schlosse einzufinden. Der König fragte den Invaliden, nach verschiedenen Umständen, nach den Feldzügen und Schlachten, denen er beygewohnt, unter wessen Kommando er hier und da gestanden habe, und andere Dinge mehr. Der Alte beantwortete alles zur Zufriedenheit des Königs, und dieser ward dadurch bewogen, sich mit ihm in ein weitläuftiges Gespräch einzulassen. Der ehrliche alte Mann ward endlich so dreist und geschwätzig, daß er, ohne gefragt zu werden, anfieng: „Ich muß Eure Majestät doch auch einen besondern Spaß erzählen. Als Ihr Herr Vater noch Kronprinz war, war ich Ordonanz bey ihm. Eines Tages reisete er mit dem Fürsten von Dessau nach Potsdam. Unterwegens trafen sie bey Zehlendorf einen Kuhhirten bey seiner Heerde schlafend an, und machten sich den Spaß, den Kühen die Schwänze abzuschneiden.“ — O! sagte Friedrich, und ward dabey auf einmal sehr ernsthaft: das ist nicht wahr! Gleich darauf sagte er zu dem Kammerer: Geb' er dem Alten zehn Thaler. Dann drehte er sich um, und ließ den bestürzten Invaliden stehen, der ohne diese Uebereilung vielleicht glücklicher gewesen wäre.

Eben dieses beweiset auch folgende Anekdoten. Friedrich war dem alten Bettmeister Adriani, welcher sich viele Jahre in Militairdiensten ausgezeichnet hatte, ausserordentlich gut. Eines Tages ließ er sich alles genau erzählen, wie es noch in den Kammern der hochseligen
vorigen

vorigen Könige von Preussen ausfähe? — „Daß ja nicht das geringste von den uralten merkwürdigen Möbeln dieser großen Männer wegkommt; jede Kleinigkeit von solchen großen Menschen ist ein Heiligthum für die Nachwelt, um sich ihrer dankbar zu erinnern;“ sagte Friedrich nach des Alten Beschreibungen. — Bey dieser Gelegenheit ließ er sich von dem alten Adriani auch das Verzeichniß von Kannen, Bechern und Tabackspfeiffen vorlegen, welche noch in dem Zimmer des sogenannten Tabackskollegiums aufbewahret werden, welches sein Hochsöliger Herr Vater gestiftet hatte. Auch blätterte der gerührte Monarch lange Zeit in dem Buche, worein sich sein Herr Vater, Er, die übrigen Herren Brüder, und die damaligen vornehmsten Generale und Offiziere eingeschrieben hatten, welche diesem Tabackskollegium beywohnen durften. — „Ach Adriani!“ rief Friedrich aus: „wo sind alle die Zeiten hin? sie sind verflogen, wie alle der Tabacksdampf!“ —

Der noch lebenden verwittweten Königin, seiner verehrungswürdigsten Gemalin, gab Friedrich nicht nur dadurch die aufrichtigsten Beweise seiner innigsten Hochachtung, daß er sie, gleich nach seiner Thronbesteigung aus Kuppin zu sich nach Berlin bat; sondern, daß er sie auch mit dieser Anrede überraschte: „Madame! das ganze Königreich weiß, auf welche Art ich Sie zum Altare geführet; Sie selbst wissen, wie ich seit diesem Augenblicke mit Ihnen gelebet habe. Diese Betrachtungen machen Sie vielleicht besorgt, daß ich jetzt, da ich Alleinherr meiner Handlungen geworden bin, der Verbindlichkeit entsagen werde, die ich — mich gezwungen — übernommen habe, und die von mir nie erfüllt worden ist. Aber wissen Sie, Madame, daß Ihre Geduld, Ihre Zärtlichkeit, Ihre liebenswürdigen Eigenschaften und Tugenden mir längst die Augen geöffnet haben; obgleich in meinem Naturell etwas ist, — nennen Sie es, wie Sie wollen! — welches mir nicht verstattete, dieses Geständniß früher

„zu thun, als bis es auf eine Art geschehen konnte, die Sie und die ganze Welt überzeugt, daß es die Wirkung meines freyen Willens ist. Diese Zeit ist nun gekommen, und ich lade sie ein, einen Thron mit mir zu theilen, den Sie zu bekleiden so würdig sind.“ — Hierauf führte er sie bey der Hand in die versammelte Gesellschaft aller Prinzen, Prinzessinnen und vieler Großen des Hofes, und sagte: indem er sie ihnen vorstellte:

Diese ist Ihre Königin!

Daß Friedrich keinen Unterschied in der Brudersliebe gegen seine Geschwister gemacht haben sollte, läßt sich eben so wenig behaupten, als daß er mit ihnen in allen gleich gesinnt gewesen sey, inzwischen haben doch alle Proben und Beweise von seiner Achtung und Neigung gegen sich genossen. Am vorzüglichsten schätzte er unter seinen Geschwistern seine älteste Schwester zu Bairreuth, welche es aber auch besonders verdiente, weil sie eine sehr harte Begegnung seinetwegen von dem königlichen Vater gelitten *).

Er

*) Als der gefangen genommene Lieutenant von Ratt nach Berlin gebracht wurde, hatte Friedrich anstatt des Rocks, einen Kittel von Leinwand an, wie die Reiter vom Regiment Gens d'armes, außer dem Dienst, zu tragen pflegen; über der Weste seiner Montur aber hing noch das Johanniterordenskreuz. Bey seiner Ankunft in Berlin und auf dem königlichen Schlosse, da er dem Könige, seinem Vater, vorgestellt wurde, riß ihm dieser erst das Ordenskreuz ab, das er erblickte, und hierauf gab er ihm, unter den heftigsten Scheltworten, einen Stoß mit dem Fuße, und ließ ihn wegführen. Nun ging er auf seine älteste Prinzessin Tochter los, (die für ihren Bruder

Frie.

Er widmete ihr, zum auszeichnendsten Beweise, nach ihrem Tode, den nahe bey seinem neuen Palais unweit Sanssouci befindlichen marmornen Tempel der Freundschaft, indem er denselben mit ihrer schönen sitzenden Bildsäule gleichsam geheiliget hat.

Ueber den Tod dieser seiner geliebtesten Schwester, der Markgräfin von Baireuth ließ sich Friedrich gegen d'Allembert so aus: „Dieser Augenblick sey der schrecklichste seines Lebens gewesen, und er begreife immer noch nicht, wo er die Stärke hergenommen habe, zweyen so harten Schlägen, womit ihn das Schicksal zugleich beuge, widerstehen zu können.“

Der andere harte Schlag oder doch verdrüßliche Vorfall, der sich an demselben Tage ereignete, an dem er den Tod seiner Schwester erfuhr, war: der für Friedrich so unglückliche Ueberfall bey Hochkirch, wo Keith blieb, und die Oesterreicher siegten.

Da dem Monarchen das Absterben des jungen Prinzen Heinrichs, (Bruder des jetzt regierenden Königs Majestät) hinterbracht ward, erschrak er so, daß ihm der Brief, den er eben von seiner Schwester, der Königin von Schweden erhalten hatte, aus der Hand fiel. Dann stand er auf, gieng einige Schritte umher, und trocknete sich dabey die herabrollenden Thränen ab. Einer von den gegenwärtigen hohen Offizieren der Suite, sagte zum König; „Eure Majestät! ich bitte allerunterthänigst, beruhigen Sie sich über diesen großen Verlust; er war doch nicht zu hintertreiben!“

Er

Friedrich hat) und gab ihr Faustschläge ins Gesicht, denen sie jedoch bald durch eine Kammerfrau der Königin entzogen, und dem König aus dem Gesicht gebracht wurde.

Er hat recht, erwiderte Friedrich, aber Er fühlt nicht den Schmerz und den Schlag, der mir durch diesen großen Verlust verursacht wird.

„Ja! Ihre Majestät, ich fühle ihn,“ sagte dieser sonst würdige Offizier: „denn er war einer der hoffnungsvollsten Prinzen.“

Er hat unrecht! war des Königs Antwort. Er hat den Schmerz auf der Zunge und ich hier! (mit der Hand aufs Herz zeigend.) Denn dieser Prinz war einer der besten Menschen.

Bei diesen Worten stürzten häufige Thränen aus des tiefgerührten Monarchen Augen, daß er sie nicht länger verbergen konnte. Darauf wendete er sich weg, und sagte;

Ich will allein seyn.

Ueberhaupt gerieth Friedrich sehr oft in eine Art von Begeisterung, wenn er von der Größe und dem Heldenmuth seiner vorzüglichsten Generale — besonders in Betref derer von seiner Familie — sprach. Im siebenjährigen Kriege stellte er den jetzigen Herzog von Braunschweig seinen Generalen mit den Worten vor:

Messieurs! Voila un autre Condé, Mais, mon Neveu, Vous êtes plus sage.

Als er dies gesagt hatte, umarmte er den damaligen Erbprinzen aufs feurigste, und entflamnte dadurch seine große Feldherren zu neuen unsterblichen Thaten.

Ich könnte noch eine Menge Beyspiele von Friedrichs Betragen gegen seine Familie anführen, wenn hier der Ort dazu wäre, und selbige nicht in eine der folgenden Abtheilung gehörten, woselbst aber meine Leser deren noch viele finden sollen.

Friedrichs II. Uebergang vom jugendlichen Leichtsinne zur männlichen Ernsthaftigkeit, als König.

1740. — 1763.

Daß Friedrich in seiner frühen Jugend nicht frey von Leichtsinne war, und daß selbiger nicht selten in Leichtfertigkeit und Muthwillen übergieng, habe ich schon vorher in einigen Beyspielen gezeigt; wie aber dies alles ganz anders ward, da er zum Thron gelanget war, sollen nachstehende Anekdoten beweisen.

Als Friedrich die Regierung antrat, hatte er noch einige Leute um sich, die er als Kronprinz geschätzt, und seines Vertrauens gewürdigt hatte. Einer von diesen Lieblingen war über die Thronbesteigung des Königs äußerst entzückt, und stellte sich nun ein sehr glückliches, freudenvolles Leben vor. In diesen Gedanken schrieb er an einen seiner Freunde in Paris: „Endlich hat unser geliebter Kron-

prinz den Thron bestiegen. Eilen Sie, nach Berlin zu kommen, weil Ihr Glück gewiß gemacht ist, und weil Vergnügen und Freude Sie erwarten.“ — Hierauf schilderte er weiter in dem Briefe mit den komischsten Ausdrücken die Reize der Zukunft, welche sie zusammen in der Gesellschaft des Königs genießen würden. Nach Endigung des Briefes las er ihn nochmals durch, lachte dabey vor sich selbst; kaum aber war er damit fertig, als der König, welcher unbenutzt hinter seinem Stuhle gestanden, und mitgelesen hatte, über seinen Kopf den Brief wegnahm, in viele Stücken zerriß, und voller Ernst zu ihm sagte:

Was soll das? — Die Poffen haben nun ein Ende. Schrecken und Entsetzen überfielen den Favoriten, und er lernte dabey, daß mit dem neuen Könige das nicht zu thun sey, was er vermuthet hatte.

Aus Leutseligkeit erlaubte Friedrich, als Kronprinz, manchen Leuten ohne Geburt, wenn sie nur munter waren, daß sie sich ihm nähern durften. Dies hatte sie so dreist gemacht, daß sie glaubten, wenn der Prinz den Thron bestiege, so würde er ihnen allerley Ausschweifungen und Thorheiten nachsehen. Allein diese Herren betrogen sich gar sehr; denn da gleich nach seinem Regierungsantritt einige von ihnen in Charlottenburg verschiedenen Unfug anrichteten, und unter andern den dasigen Einwohnern die Fenster einschlugen, ließ er sie, so bald es ihm angezeigt worden war, arretiren, und als Störer der öffentlichen Ruhe und Sicherheit bestrafen, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß er sie ehemals bey manchen ähnlichen Gelegenheiten seiner Vertraulichkeit und seines sonstigen Umgangs gewürdiget hatte.

Friedrich II. liebte das Infognito und die
Verschwiegenheit.

(1740 — 1763.)

Gleich im ersten Regierungsjahre reifete Friedrich nach den Westphälischen Provinzen, um sich dort in eigener Person huldigen zu lassen. Von hieraus eilte er unter dem Namen eines Grafen von Pful in Begleitung seines Bruders des Prinzen Wilhelm, des Erbprinzen von Dessau, und des Herrn Algarotti nach Strasburg. Sobald der König im Gasthose, der Kabe genannt, abgestiegen war, schickte er auf das vornehmste Kaffeehaus, um die angesehensten Offiziere von der Strasburger Besatzung, die sich etwa dort befinden möchten, zu bitten, mit einem fremden Kavaliers die Abendmalzeit im Kaben einzunehmen. Die Offiziere wurden über diese so eigene als feltene Einladung betroffen; doch nahmen solche drey vom Regimente Piemont an. — „Meine Herren!“ sagte der König bey ihrem Eintritt in's Zimmer, „ich habe Sie auf eine nicht alltägliche Art ersuchen lassen, mit mir ein Glas Wein zu trinken. Blos das Verlangen Bekanntschaft zu machen, hat mich die gewöhnlichen Formalitäten bey Seite setzen lassen. Verzeihen Sie dies. Diese kleine Unordnung macht mir deshalb Freude, weil ich dadurch brave Offiziere zu mir gebracht habe, die ich vor allen hochschätze.“ —

Die wechselseitigen Höflichkeiten dauerten hierauf fort, bis man sich an eine reichlich versetzte Tafel setzte. Unter andern wurde ein

Wein Couleur de Rose gegeben, welcher den französischen Offizieren trefflich schmeckt, den sie aber nicht kannten. —

„Es ist mir lieb, meine Herren! daß Ihnen der Wein schmeckte; morgen werde ich mir die Ehre geben, Ihnen davon in Ihr Quartier zu senden;“ sagte Friedrich weiter.

Die Unterredungen bey Tafel betrafen meistens militairische Gegenstände. Erst spät in die Nacht empfahlen sich die Fremden, und versprachen dem König ihn den folgenden Morgen mit auf die Parade zu nehmen. Zugleich baten sie ihn auf den folgenden Abend zum Essen, welches er auch ohne Umstände annahm. Nach der Tafel sagte er: „Meine Herren! ich bitte mir Ihre Namen und Charaktere aus; denn ich bin Ihnen zu sehr verbunden, als daß ich mich Ihrer nicht oft erinnern sollte;“ — worauf er sie in seine Schreibtafel zeichnete.

Ein paar Tage darauf meldete ein Soldat vom Luxemburgischen Regimente dem Marschalle von Broglio, Gouverneur von Strasburg: der im Raben wohnende Fremde sey kein anderer, als der König von Preussen; er kenne ihn sehr gut, weil er vormals unter dem Regimente, so er als Kronprinz gehabt, gedient habe. Voll Verwunderung über diese Nachricht gab der Marschall dem Obersten, Marquis de Loigle, insgeheim den Auftrag, die Sache näher zu untersuchen, weil er Verantwortung beym französischen Hofe fürchtete, wenn die Anwesenheit des Königs von Preussen in Strasburg ruckbar würde, ehe er davon Bericht nach Hofe erstattet habe. Der Oberste suchte nun Gelegenheit mit dem Könige zu speisen, die er auch fand. — „Ich wünschte wohl, mein Herr Oberst! die Bestungswerke der Stadt zu sehen, wenn es erlaubt wäre,“ sagte der Marsch bey der Tafel. — Warum nicht, erwiederte der Oberste,
und

und gleich nach aufgehobener Tafel war schon der Marschall de Camp von Portail mit der besten Kutsche des Gouverneurs, dem der Oberste insgeheim den Wunsch des Königs hatte wissen lassen, vor dem Hotel, und holte den König ab, um ihm die Bestungswerke zu zeigen. Eine gewisse Frau von Finne, bey der sie einkehrten, ehe sie die Bestung erreichten, erkannte den Monarchen, wodurch er in solche Verlegenheit gerieth, daß er, ungeachtet er der Frau widersprach, und sie schwieg, doch für gut fand, nach einer geheimen Unterredung mit dem Marschall von Broglis, noch denselben Abend mit seiner Gesellschaft in möglichster Geschwindigkeit abzureisen.

Friedrich hielt sich mit dem Obersten von Balby infognito eine kurze Zeit in Holland auf, um die dortigen Merkwürdigkeiten zu sehen. Bald nach der Ankunft des Monarchen in Amsterdam ließ er durch den Obersten eine holländische Pastete bestellen, deren Vortreflichkeit ihm außerordentlich angerühmt worden war. Der Oberste übermachte den Auftrag der Wirthin in dem Hause, worin sie wohnten. Die Wirthin sah den Obersten auf dies Begehren vom Kopf bis zu den Füßen, mit einiger Verächtlichkeit an, und fragte: Wel, myn Heer, as gy wallen een Pasteet eeten, können gy oof betalen? en weeten gy, dat een Pasteet drittig Gulden kostet? — Balby versicherte, daß dieser Preis für den Fremden, mit dem er umreise, und der sich in ihrem Hause befinde, im geringsten nicht zu hoch sey; denn er wäre ein Virtuose auf der Flöte, und wenn er sich nur einige Stunden hören liesse, so brächte ihm dies Geld im größten Ueberfluß ein. — Die Wirthin erkundigte sich weiter, was denn ein Virtuose wäre? — Balby bedeutete ihr mit mehreren Umständen, der Fremde sey ein vortreflicher Flötenspieler, der auf seine Kunst reise. — Wel myn Heer, rief die Wirthin, so mut ik em doch oof hören. — Darauf lief sie ins Zimmer des Königs, stemmte beyde Arme in die Seite, und sagte zum König:

Myn Heer, as gy so schön pypen können, wellen gy my wel oof wat vorpypen? — Der König ward über diese Aneide einigermaßen überrascht; Balby aber sagte ihm mit wenigen Worten, was vorgegangen sey. Hierauf ergrif der König willig die Flöte, und spielte darauf so meisterhaft, als er nur konnte, und zwar eine ziemliche Zeitlang; so, daß die Wirthin von dem Spiele ganz bezaubert, nicht von der Stelle gehen wollte. Endlich, da der König aufhörte, sagte die Wirthin zu ihm: wel myn Heer, dat is waar, gy können schön pypen, en wel eenen Vaken verdeen; nu wil ik gy oof eene Pastet maken. —

Beym Einmarsch in Böhmen bestimmte Friedrich sein Quartier bey einem Bauer in einem Dorfe nahe an der sächsischen Gränze. Es wurde deshalb das Nöthige vorangeschickt, und die Bedienten des Königs kündigten dem Bauer an, daß der König von Preussen diese Nacht in seiner Stube essen und schlafen würde. Der Bauer stellte sich sogleich an seine Thüre, um die Pracht und die solenne Ankunft desselben so recht in Augenschein zu nehmen. Er gieng nicht von der Stelle, und sah' am Ende einen Mann, in einem blauen Mantel gehüllt, und von zwei Offizieren begleitet, vor der Thür vom Pferde steigen. Der Bauer fragte diesen Mann, der ihm wohl ein bischen auffiel, ob er auch zu des Königs Leuten gehöre? und bedeutete ihm dabey, daß er sich in diesem Falle zum Nachbar verfügen müsse.

„Ich bin nicht von den Bedienten des Königs,“ war die Antwort des Ankommenden, welcher niemand anders als der Monarch selbst war, „aber er hat mich zu Tische gebeten.“ —

Der Bauer sagte darauf: Nun Herr! denn ist's gut; gehe Er solange in diese Kammer, undbürste Er sich die Stiefeln hübsch ab.

ab. — Hierauf kamen viele Generale und Adjutanten, die ihm ihre schuldige Unterthänigkeit bezeugten. Der Bauer stutzte, wußte nicht, woran er war, und trat erschrocken in einen Winkel. Dies bemerkte der König, und sagte:

„Bleib doch solange hier, bis der König kommt.“

Der Bauer grinzte, und sagte: — ich sehe wohl, Sie wollen mich nur zum Narren haben. Der Herr da ist wohl gar der König selber. — Der Monarch lachte, und gieng darauf mit einigen Generalen in die Stube.

Der Bauer kroch nun aus seinem Winkel hervor, blieb bey einem Kopfschütteln, und sagte endlich, nachdem er sich wieder erholt hatte, zu einem Bedienten des Königs: der König von Preussen geht auch gar zu schlecht! der drückt seine Bauern gewiß nicht *).

Eben

*) Mein öffentlich bekanntgemachter Plan, der auch in der Vorrede zu dieser Abtheilung mitgetheilt ist, bringt es mit sich, ähnliche Anekdoten von andern Fürsten und großen Männern zuweilen als Anmerkungen beizubringen, und zwar aus der Ursache, um den Absich zu bewirken, welcher erhellet, wenn man nicht gemeine Menschen in ähnlichen Verhältnissen wirken sieht. Z. B. Joseph II. kam auf seiner Reise im Jahr 1781. eher in das Wirthshaus, woselbst er übernachten wollte, als sein Gefolge. Er hatte nur einen ganz simplen Ueberrok an; er ging ohne Umstände in das für den Kaiser bestimmte Zimmer, und fing bald an dafelbst sich zu rasiren. Der Wirth verwies ihm dies; woran sich der Kaiser jedoch nicht kehrte. Die Neugierde des Wirths ward immer stärker, wer der Mann in so simpler Kleidung doch seyn müßte,

Eben so lieb es Friedrich war, von gewissen Leuten und bey manchen Gelegenheiten ungelannt zu bleiben, eben so sehr — und noch mehr sah er gern Leute um sich, welche schweigen konnten, und niemand mehr als er selber erfüllte, die oft sehr notwendigen Pflichten der Verschwiegenheit. Neugierige und prahlende Plauderer waren ihm daher gleich sehr verhaßt, und er ließ solchen gewöhnlich seinen Unwillen mit Nachdruck fühlen. Beweise davon liefern folgende Anekdoten:

Im Jahr 1756, kurz vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges, bat ihn, ein Feldwebel von dem ersten Bataillon Garde, um Erlaubniß nach seiner Heimath, in Westphalen, reisen zu dürfen. „Es ist jetzt nicht Zeit, mein Edhn! auf Urlaub zu gehen,“ sagte der König; — „wir werden bald marschiren.“ — Bald darauf hörte er, daß seine Leibpagen im Vorzimmer sich heftig mit einander stritten. Der König trat näher zur Thür, und behorchte sie. — Nun wohin wird denn der König wohl marschiren? fragte der eine. — Ganz gewiß nach Schlesien, antwortete der andere. — Ho ho! weit gefehlt! Ich will dir es wohl besser sagen, erwiederte der erste: wir gehen nach Sachsen. Ploßlich öffnete Friedrich die Thüre, und sagte:

Nein! wir gehen nach Spandau.

In

müß, der so etwas wagen könne? Endlich fragte er, ob er auch von des Kaisers Leuten sey, und was für eine Station er bey ihm bekleide; vermuthlich eine sehr wichtige? — „Ja!“ erwiederte Joseph, sich rasire ihn unterweilen;“ und so eben kam des Kaisers Gefolge an, da dann der Wirth auf einmal begreifen konnte, wie der fremde Mann in simpler Kleidung das wagen durfte, sich in seiner Stube den Bart abzunehmen.

In der That schickte er den Pagen, welcher den Marsch richtig bestimmt, oder vielmehr errathen hatte, auf einige Zeit nach genannter Bestung Spandau.

Der König gab manchmal dem Herrn von Voltaire, als dieser noch in Berlin war, ein Gedicht, um es durchzusehen, und hier und da einen Ausdruck durch ein stärkeres Wort zu veredeln. Gleich gieng Voltaire damit in der Stadt herum, und sagte: Da hat mir der König Wäsche gegeben, die soll ich waschen. — Dies erfuhr der Monarch, und der plumpe Scherz ärgerte ihn. — „Voltaire,“ sprach er: „gleich bring' Er mir meine Wäsche wieder. „Es ist mir eingefallen, daß Er oft mit schwarzer Seife wäscht, und für die ist meine Wäsche zu gut.“ — Seit der Zeit hatte Voltaire nicht mehr die Ehre, auch nur ein Fleckchen für den Monarchen mehr zu waschen.

Einer von Friedrichs Lieblingen, welcher überzeugt war, daß der König ihm nichts ungnädig nahm, ließ' sich einfallen, dem Monarchen während des siebenjährigen Krieges unter andern an ihn zu schreiben, und ihn zu ersuchen: — er möchte ihm doch einige Nachrichten von sich geben, weil er zu wissen wünschte, was für Plane Se. Majestät noch ausführen wollten. — — Friedrich antwortete hierauf:

Christum lieb haben, ist besser, denn alles wissen.

Friedrich ritt sehr gut, und in seinen frühern Jahren sehr schnell, auch wohl mit unter zu gewiß; denn da kam ihm kein Graben in den Weg, über den er nicht setzte. Einmal schlug es ihm doch fehl, und er wurde wirklich abgesetzt, und in den ziemlich unsaubern Graben geworfen; jedoch lief die Sache ohne einen Schaden zu nehmen, ab. Der einzige Page, der bey ihm war, sprang sogleich vom

Pferde, und in den Graben, um dem Könige zu helfen. Der König sagte: „Laß nur seyn, es hat nichts zu bedeuten, und eile auf dein Pferd, damit nicht noch jemand unsere Fatalität bemerkt.“ — Bey der Nachhausekunft merkten nun wohl die übrigen Pagen, was vorgegangen seyn mochte, und fragten daher denjenigen, welcher dabey gewesen war, wie es zugegangen, daß der König es diesmal versehen habe? — Der Page erwiederte: der König hat nichts versehen, sondern ich, ich fiel in den Graben, und der gute König eilte mir zu Hülfe, zog mich aus dem Schlamm, und machte sich dabey selbst voll. — Friedrich erfuhr die gute Wendung des Pagen, schenkte ihm eine goldene Tabatiere mit 100 Friedrichsd'or gefüllt, und sagte dabey in Gegenwart der andern: „Nimm dies auf den letztern Schreck, wozu ich dich verleitete, und mein Pferd, damit es dir auf deiner Mähre nicht wieder so passirt.“

Friedrichs II. Gerechtigkeitspflege durch Güte und Strenge.

1740 — 1763.

Die Verbesserung des Civil- Polizen- und Justizwesens war einer der ersten und vornehmsten Gegenstände, um die sich Friedrich gleich beim Antritt seiner Regierung bekümmerte. Er gab in den allergnädigsten Ausdrücken seinen getreuen Vasallen und Unterthanen

so gleich zu erkennen, was sie sich von der künftigen Regierung zu versprechen hätten.

„Ich will, (liest man in einem königlichen Rescripte)
 „daß künftig, wenn etwa mein besonderes Interesse
 „dem allgemeinen Besten meines Landes zuwider
 „scheinen möchte, alsdann dieses Letztere jederzeit vor
 „dem Ersten den Vorzug behalten soll.“

(In einem andern gleich darauf folgenden Rescripte,
 drückt sich der Monarch unter andern Vortreflichen auch
 so aus :)

„Unsere größte Sorgfalt wird dahin gerichtet seyn,
 „das Wohl des Landes zu befördern, und einen je-
 „den Unterthan vergnügt und glücklich zu machen. —
 „Wir wollen nicht, daß ihr (nämlich die Regierungs-
 „und Kammerkollegen) euch bestreben sollet, Uns mit
 „Kränkungen der Unterthanen zu bereichern, son-
 „dern vielmehr, daß ihr sowohl den Vortheil des Lan-
 „des, als Unser besonderes Interesse zu eurem Au-
 „genmerk nehmet“ &c.

Die Unterthanen sahen bald Proben solcher gnädigen Regie-
 rung ihres Monarchen, wovon ich jedoch hier nur einige abgerissene
 Szenen darstellen kann, indem die weitere Ausführung einem folgenden
 und eigends dazu bestimmten Theile vorbehalten ist. Folgende Anek-
 doten mögen indessen dazu vorbereiten, und obige Rubrik in dem Ka-
 rakter von Friedrichs Handlungen rechtfertigen.

Gleich nach Belangung Friedrichs zur Regierung beschwerte sich ein Berliner Einwohner über erlittene Ungerechtigkeiten: — er sey ein Ausländer, habe von einem hiesigen Juden zur Betreibung seines Gewerbes 300 Thaler Vorschuß auf 6 Jahr zu 5 pro Cent erhalten. Der Jude habe ihn bey den hiesigen Stadtgerichten, da er ihn nach Verlauf der 6 Jahre nicht sogleich habe bezahlen können, belangt, und es so weit gebracht, daß ihm alles genommen wäre, so, daß er jetzt ein ruinirter Mann sey, und mit seinen Kindern betteln müsse. Er bäte also um Königlichen Schutz und Gnade.“ — Der Monarch ward hierüber höchst aufgebracht, und befahl sogleich, ihm die Akten darüber einzuhändigen. Es fand sich, daß der Jude dem Fremdlinge, der mit seiner Familie ganz arm in Berlin angekommen war, den Vorschuß gemacht, ihm auch eine Wohnung verschafft; daß aber dieser weder an Bezahlung der Interesse noch Kapital gedacht, sondern alles liederlich durchgebracht, so, daß der Jude aus den abgepfändeten Sachen kaum 80 Thaler erhalten hatte. — Der König ließ den Fremdling nebst dem Juden zu sich kommen, und sagte zu dem Letztern:

„Hier hat Er, als ein ehrlicher Jude, noch 310 Thaler, weil Er einem Menschen hat aufheifen wollen, und sey Er immer ehrlich.“

Zu dem Ausländer aber sagte Friedrich:

„Da Er ein untreuer Haushalter gewesen ist, so verdiente Er noch obendrein nach Spandau gesetzt zu werden. Ich will Ihm aber bey Küstrin eine Kolonistenstelle anweisen lassen, daselbst bessere Er sich.“

Es bat jemand den Monarchen um eine Stelle. Der Monarch schlug ihm selbige ab. Der Bittende schrieb wieder zurück an den Monarchen:

„Ich höre, daß Eure Majestät mir die Stelle, um die ich bat, verweigern. Das kann ich aber nicht glauben; denn Eure Majestät sind sie mir schuldig, und sind zu gerecht. Eilen Sie denn also das zu thun, was Pflicht ist, und sich wegen eines Verdachts zu rechtfertigen, der Allerhöchstders Ruhm nachtheilig ist.“

Friedrich erstaunte über die Unverschämtheit des Supplikanten. Er ließ ihn vor sich kommen, und fragte ihn:

Wer giebt Euch das Recht, in einem solchen Tone mit mir zu reden, und worauf gründet Ihr Eure Forderungen?

„Darauf, Eure Majestät, daß ich verhungern muß, wenn Sie mir meine Bitte abschlagen. Das ist der geheiligste aller Ansprüche. Und Sie sind mein König.“ Der König ward gerührt, schwieg, und gewährte.

Als Friedrich einst (bald im Anfange seiner Regierung) in Berlin spazieren ritt, kam er bey einem Hause vorbei, wo sich eine Menge Menschen versammelt hatten. Er schickte einen Adjutanten hin, sich nach der Ursache dieses Auflaufs zu erkundigen, und erfuhr, daß der Wirth des Hauses einem armen Miethsmanne sein Arbeitszeug und seine Arbeitsstühle, nebst seinem Hausgeräthe weggenommen habe, weil er ihm den halbjährigen Miethzins von 20 Thalern noch schuldig sey, nun wäre ein heftiger Zank zwischen ihnen. Da der Mo-

narch noch dazu erfuhr, daß das Logis leer bliebe, so ließ er sogleich befehlen, daß der Wirth augenblicklich alles dem Miethmanne wieder heraufschaffen, und an Ort und Stelle bringen sollte, und ließ beyde zu dem Kabinetsrathe Köper bestellen, wo der Wirth 20 Thaler für die schuldige Mieth, und 20 Thaler für das folgende halbe Jahr vorausbekam.

Beu einem gewissen Infanterie Regimente war ein Feldprediger, der sich durch Sittsamkeit, und überhaupt durch sein tugendhaftes Leben sehr vor den übrigen seines Standes hervorthat. Es wollten ihm aber einige Offiziere einen Streich spielen, weil es sie verdrossen hatte, daß er sie zum öftern an ihre unordentliche Lebensart und nicht Kavalierrmäßige Aufführung, obschon auf eine freundschaftliche Art, erinnert, und ihnen davon abgerathen hatte.

Man verabredete daher mit einer frechen liederlichen Kreatur, sie sollte sich des Morgens, wenn der Prediger noch im Bette läge, in sein Zelt schleichen. Dies geschah. Als der Geistliche von dem Geräusch aufwachte, fragte er sie nach ihrem Begehren. Er merkte sogleich, daß dies auf Anstiften anderer geschehen sey, und bat sie, es nur zu gestehen. Sie erzählte die ganze Sache, und der Prediger nahm sich vor, diese Geschichte irgendwo öffentlich anzubringen; und that es auch, doch ohne jemanden zu nennen.

Der Monarch kam so eben, als der Feldprediger diesen Vorfall erzählte, bey diesem Regiment an. Er ließ nachher den Feldprediger, nebst allen Offizieren vor sich rufen, und verlangte vom erstern, diejenigen zu nennen, die ihm den Streich gespielt hätten. Der Geistliche wollte dies aber nicht thun, und entschuldigte sich, daß er sie nicht wisse; worauf der König ernsthaft gebot: „Ich will, daß jeder Feldprediger,

„prediger, dessen Aufführung gut ist, in Ehren gehalten werden soll;
 „denn er ist an Gottes Statt.“ —

Die Bauern eines Dorfs im Magdeburgischen, welches zum Kloster Bergen gehört, überredeten den Abt, daß er die Elbfischeren, welche ein Fischer und dessen Voretern schon seit undenklichen Jahren im Pacht gehabt hatten, demselben nehmen, und ihnen in Pacht übergeben sollte. Glücklicher Weise fieng dieser Fischer einen sehr großen Lachs, gieng damit nach Leipzig, wo Friedrich im Jahr 1759. Winterquartier hatte, und überreichte diesen Fisch mit einer Bittschrift, worin er anhielt: der König möchte dem Abt befehlen, daß er ihn in seiner Pachtung ungestört liesse. Der Monarch ließ den Fischer gut mit Speise und Trank bewirthen, ließ ihm vom Kammerhusar Martin für den Lachs dreyßig Thaler auszahlen, und die Bittschrift zurückgeben, worunter er mit eigener Hand geschrieben hatte:

Der Abt muß beten,

Die Bauern pflügen,

Der Fischer fischen.

Friedrich.

Kurz vor dem siebenjährigen Feldzuge besuchte Friedrich eine Generalin, welche sehr schöne Leute im Dienst hatte. „Es ist Schade,“ sagte der König zu seinen Begleitern, „daß solche hübsche Kerls Weibern dienen müssen.“ — Ey, erwiederten diese, wenn es Eure Majestät befehlen, so kann man sie ja zu Deroselben Diensten bringen. — „Ja,“ sagte der Monarch, „man muß sehen, daß es mit guter Manier geschehen kann.“ — Bald giengen in allen Stra-
 fen

sen in Berlin Patrouillen umher, welche junge Kaufmannsdienner, Barbiergefellen u. d. gl. m. wegnahmen; die Bedienten von den Kut-schen ihrer Herrschaften herunterrissen, und damit alle Wachsstuben anfüllten.

Ganz Berlin gerieth über dieses gewaltsame Verfahren in Bestürzung; man sahe keinen Menschen auf den Strassen; die Häuser wurden verschlossen, und überall hörte man außerordentliche Klagen. Sobald der König das, was vorgegangen war, erfuhr, gerieth er in die heftigste Bewegung, befahl die eingezogenen Leute wieder loszulassen, und ließ versichern, daß niemand weiter dergleichen Begegnungen, die gänzlich wider seinen Willen wären, zu befürchten hätte. Auch wurden die eingezogenen Leute augenblicklich wieder in Freyheit gesetzt. Friedrich war über diesen Vorfall so misvergnügt, daß er mehr als einmal sagte: „Dies ist der unangenehmste Tag, welchen ich seit dem Antritt meiner Regierung erlebt habe.“

Ein königlicher Bedienter war wegen einer gewissen Sache nach Spandau gekommen; es äußerte sich aber gleich nach seiner Arrestirung, daß ihm zu viel geschehen war. Der König ließ ihn augenblicklich in Freyheit setzen, und nach Potsdam rufen. — Ich danke Jhro Majestät, sprach der Bestrafte, für die Gnade, daß Sie mich meines Arrests entlassen haben.

„Nein, guter Mann! sprach Friedrich. Ich bedanke mich bey Euch, daß Ihr mir eine Gelegenheit gegeben habt, gerecht gegen Euch zu seyn. Ich werde Euch und Eure Kinder nicht vergessen.“

Ein gewisser Staabskapitain von * * Regimente hatte in Berlin die Schloßwache. Sein Chef war ihm eben nicht gewogen; beson-

besonders wollte er seinen Adel nicht für ächt gelten lassen, obgleich dieser Kapitän von jedem Offizier und Bekannten geschätzt wurde.

Alles, was in den Thoren von Berlin einpassiret, muß auf der Hauptwacht gemeldet werden, worüber der Regimentschreiber, im Namen des wachhabenden Offiziers, einen ganzen Rapport anfertigt, welchen der Kapitän dem Könige am folgenden Morgen allemal überreichen muß.

Auf dem diesmaligen Rapport befand sich unter andern ein Fremder aus einer sehr entfernten und dem Kapitän noch unbekanntem Gegend. Der Kapitän von E * * schickte seinen Kalfakter nach Hause, und ließ sich Büschings Erdbeschreibung bringen. Hierin fand er eine hüßliche Beschreibung dieser Landschaft, die Zahl der Einwohner bemerkt, und verschiedene andere Nachrichten.

Auf seinem Rapport hatte er bey seiner Unterschrift das Wort von allemal weggelassen.

Der König fragte den Kapitän sogleich: wo der Ort läge, aus dem der Fremde her zu seyn vorgäbe. Auf alle Fragen, die der Monarch an den Kapitän über dieses Land that, wußte derselbe gleich und bestimmt zu antworten.

Der König fragte ihn, ob er von Adel sey? „Ja! erwiderte dieser; aber da meine Vorfahren böhmische Edelleute waren, so will man diesen Adel nicht gelten lassen.“

„Herr Hauptmann von E * *,“ fuhr der König fort: „ich freue mich, daß Er sich weiter als in seinem Vaterlande umgesehen

Zweites Stück.

Q

„hat;

„hat; fahr' Er fort, Seine Stunden auffer den Dienstgeschäften nützlich anzuwenden.“ —

Den andern Tag, als die sämtlichen Generals der Garnison bey'm Könige zur Generalparole kamen, gieng der König gerade auf den Gouverneur und Chef des erwähnten Kapitäins zu, und sagte:

„Hör' Er, mein lieber **, Er hat einen braven Offizier, der viele Kenntnisse besitzt, unter seinem Regimente, den ich von der Seite noch nicht gekannt habe. Es ist der Hauptmann von E***, der gestern die Schloßwache hatte; und ich will, daß Er mir diesen Hauptmann von E*** so viel als möglich conservire.“

Dieser Befehl war hinlänglich dem besagten Kapitain Gerechtigkeit, in der Folge, wiederfahren zu lassen, und ihn für der Verabschiedung zu sichern, die schon einigemal auf dem Tapete gewesen, und ganz des Regiments-Chefs Werk und Wunsch war. Was aber alles Friedrichs Gerechtigkeitspflege nunmehr hintertrieb.

Der noch lebende und jetzt zu Fehrbellin angestellte Inspektor Mylius, fand unter den verschiedenen Papieren, die sein Vater hinterlassen hatte, einen beträchtlichen Wechsel, den der König noch als Kronprinz ausgestellt hatte. Er entschloß sich, diesen Wechsel unmittelbar an den König zu übersenden, und begleitete ihn mit folgendem Schreiben:

„Die Inlage habe ich unter den Papieren meines Vaters gefunden. Ich weiß nicht, ob es durch dessen Nachlässigkeit geschehen ist; daß diese Verschreibung nicht vernichtet worden,

„worden, oder, was es sonst für eine Beschaffenheit hat,
 „und überlasse sie daher Eurer Königl. Majestät gnädig=
 „sten Disposition etc.“

Der Monarch, dem wahrscheinlich diese feine Wendung ge=
 fiel, antwortete dem Geistlichen, als dem Herrn Inspektor Mylius,
 in sehr gültigen Ausdrücken, und sagte: —

„Daß er sich des Empfangs der im Wechsel benannten
 „Summe wohl erinnere, und wenn auch dabey ein Irrthum
 „vorgehen sollte; so sey es billiger, daß Er den Schaden
 „trage, als ein anderer. Er habe deshalb schon Befehl ge=
 „geben, daß ihm das Kapital mit den Zinsen ausbezahlet
 „werden solle.“ —

Friedrich war mit seiner Artillerie ungemein zufrieden, und
 sagte zum östern: „Mit meiner Artillerie kann ich machen, was ich
 „will.“

Im siebenjährigen Kriege fügte es sich, daß ein General vor
 ohngefähr in ein Defilee kam, in welchem eine Kanone umgestürzt
 lag. Der Offizier, der das Geschütz hier kommandirte, war ein bra=
 ver Mann, der seine Schuldigkeit, bey vorkommender Gelegenheit,
 wie ein gemeiner Mann that. Er befand sich auch hier unter dem
 Haufen, welcher bemühet war, die umgefallene Kanone wieder aufzu=
 richten. Der General, welcher mit seinen unterhabenden Leuten seinen
 Weg nicht fortsetzen konnte, fieng an auf die Artilleristen zu schelten,
 und Drehworte gegen sie auszustoßen. Der Offizier von der Artillerie,
 den seine Arbeit schon erhitzt hatte, und dem es bemußt war, wie un=
 möglich es sey, hier Platz zu machen, als er solches hörte, sprang her=
 vor,

vor, den Hebebaum in der Hand, und wollte nach dem General, den er vielleicht nicht sogleich erkannte, schlagen. Dieser wich aber zum Glück schnell aus, ritt jedoch sogleich nach dem Hauptquartiere, und erzählte dem Könige mit vieler Bewegung den ganzen Vorfall. Der König hörte ihn ruhig an, lächelte, und sagte: „Mein lieber General, die Leute gehen mit groben Sachen um, deshalb muß man ihnen ausweichen. Ich selbst hüte mich unter sie zu kommen. Will er wohl glauben, daß mich vor kurzer Zeit ein Stückknecht mit der Peitsche beynahe um die Ohren geschlagen hätte, wenn man ihn nicht daran gehindert, und er mich nicht noch endlich erkannt hätte. — Laß Er die Leute ja gehen, und störe Er sie künftig nicht wieder in ihren Berufsgeschäften, sie möchten sonst doch wohl noch einmal gegen Ihn ihr Hausrecht gebrauchen.“

Das vortrefliche Regiment von Brünnigk in Coblen, welches sich in den Feldzügen des Königs so vorzüglich brav gehalten hatte, fand bey dem Monarchen Anfangs nicht die Achtung, welche er in der Folge für dasselbe hegte.

Da dieses Regiment größtentheils aus Pommern bestand, und diese Nation, wie bekannt, immer einen starken Appetit zum Essen und Trinken hat; so sagte Friedrich öfters zu gedachtem Regimente: „Ihr seyd Schweine; wenn ich im Lager zu euch komme, so stinkt es, denn ihr thut nichts als essen und — —.“ Das Regiment bewies aber in der Folge eine außerordentliche Bravour. In der Schlacht bey Soor stand es im zweiten Treffen. Die ihm vortretende Regimenter im ersten Treffen nahmen die Flucht; als der Kommandeur des Regiments, der Oberste von Blankenburg, welcher auch in dem ersten Treffen erschossen ward, zu seinen Leuten auf gut pommerisch sagte: Kerls! gy denken wol, dat de da vor den Feind lopen? — ne; wie sollen man heran, drum ma-
ken

fen se uns Platz; drum holt je brav; Marsch! — Hierauf führte er das Regiment auf den Feind los, der durch sein Geschütz unter dasselbe ein entsetzliches Gemetzel anrichtete; dem ungeachtet wich es nicht vom Platze: warf den Feind über den Haufen, eroberte dessen Geschütz, und gewann die Schlacht.

Als der König hierauf nach der Schlacht zu dem Regimente, welches sehr zusammen geschmolzen war, kam, riefen ihm die Bursche zu: „Nu, Ihre Majestäten! sin wi nu noch schwinsche Kerls? — „Nein, nein!“ antwortete Friedrich. „Ich muß Euch völlige Gerechtigkeit wiederfahren lassen: Ihr seyd brave Leute!“ — Und von dieser Zeit an ließ er dem Regimente viel Gnade wiederfahren, und nannte es in der Folge gewöhnlich seine pommersche Garde.

Als Friedrich im Jahr 1761, im Monat August, mit der Armee in der Gegend bey Schweidnitz stand, und in dem Dorfe Zauernick auf dem Kirchhofe eine Schanze aufgeworfen werden sollte, so wurden zu dieser Arbeit viele von unterschiedenen Regimentern dahin geschickt, welche unter der Aufsicht eines Offiziers daselbst arbeiten mußten. Bey dem Auswerfen der Erde trafen einige Arbeiter auf einen alten Topf. Da sie solchen nicht mit gehöriger Vorsicht herausgezogen hatten, so zerbrach er oben etwas, und sie sahen, daß Geld darin war. Sie wollten schon darüber herfallen; allein der Offizier trieb sie davon, und nahm den Topf zu sich, mit dem Bedeuten: er wolle das Geld, das darin wäre, richtig unter sie vertheilen, wenn sie abgelöst würden. Hiermit waren die Arbeiter zufrieden. Der Topf wurde in die Kirchthüre gesetzt; der Offizier aber entfernte sich, zog die Strümpfe aus, und trat mit bloßen Füßen in die Stiefeln; schüttete heimlich das Geld aus dem Topfe heraus, legte die Strümpfe unten

in denselben, und schüttete dann das noch übrige Geld wieder hinein in den Topf auf die Strümpfe.

Da die Arbeiter nun abgelöst wurden, forderten sie den Topf vom Offiziere, der ihn auch gleich hergab, das Geld ausschüttete, und ihnen zeigte, es sey nicht lauter Geld im Topf, sondern unten wären alte Lumpen.

Es zeigte sich ein lautes Misbergnügen bey den Arbeitern; als gieng es nicht richtig zu; so, daß der Officier sich gezwungen sah, mit dem Stock zu drohen, da eben der König ankam, um die Schanze in Augenschein zu nehmen. Er fragte: was vorgefallen sey? Die Soldaten erzählten dem Monarchen die ganze Begebenheit, und der König ließ sich den Topf, das Geld und die angeblichen Lumpen vorzeigen. Ein alter Grenadier hatte diese letzten in der Hand, und sagte: „Ihro Majestät, es sind keine alte Lumpen, sondern ein Paar Zwirnstrümpfe, in die ein Name gezeichnet ist.“ — Damit zeigte er sie dem Könige, so, daß er deutlich oben am Strumpfe den Namen von * * *, gewahr ward. Der König ließ den Offizier herbeyrufen, und fragte ihn: wie er hiesse? Der Offizier sagte: von * * *. „Nun!“ war des Königs Antwort: „weiß Er nicht, daß das Geld ihm zugehört? Seine Vorfahren haben es hieher vergraben. Da steht ja der Name im Strumpfe, der noch so gut ist, als wär' er jetzt erst hereingerhan!“

„Bursche! wißt Ihr was? laßt dem Offizier sein Geld; ich lasse den Topf mit lauter Zweigroschenstücken anfüllen, und dann soll es in so viele Theile, als Ihr hier seyd, vertheilt werden. Seyd Ihr, damit zufrieden?“ —

O ja,

O ja, Ihre Majestät! war die Antwort aller. Sie konnten auch dies um so lieber eingehen, weil im Topfe nur kleine alte Münzen und zum Theil auch Kupfergeld gewesen war.

Hierdurch riß Friedrich den Offizier mit dem größten Bedacht aus der Verlegenheit über ein begangenes erniedrigendes Laster, und ließ ihn stumm und beschämt stehen, nachdem er ihm noch mit einem verächtlichen Blicke gesagt hatte: „Künftig enthalte er seine Hände von Sachen, die Ihm nicht zukommen, sondern von Gott und Rechtswegen andern angehören.“ —

Als Friedrich im Winter des Jahrs 1761 mit der Armee in und bey Strehlen kantonirte, gieng er, wenn es die Witterung zuließ, täglich in dem Garten, der an sein Quartier stieß, mit dem General von Zietzen spazieren. An einem Nachmittage kam ein Soldat mit einem Sack auf dem Rücken auf den Zaun gesprungen, und hinter ihm her ein Bauer, der ihm nachrief: „Meine Rüben!“ — Der König fragte den Bauer: was er wolle? und da dieser erwiederte: der Soldat hat mir den Sack mit Rüben gestohlen! — rief der König dem Soldaten zu: Halt! gab ihm einen Augustdor, und befahl ihm, die Rüben dem Bauer wieder zu geben. Indem der Soldat die Rüben dem Bauer hinreichte, sagte der Bauer: „Hat ihm der König ein Goldstück gegeben; so kann ich ihm auch die Rüben schenken! Nur komm' Er mir nicht wieder.“ — Es giebt doch viele gute Bauern, „sagte der Monarch, indem er sich zu Zietzen wandte;“ — „Ja, erwiederte Zietzen, und würde noch mehrere geben, wenn mehrere Fürsten so gut und gerecht wären, als das Beyspiel, dem eben dieser gute Bauer jetzt nachzueifern suchte.“ — Friedrich erwiederte: Lieber Zietzen! ich fühlte und that bloß, was Recht und Billigkeit von mir forderte — und wenn Er will, so setze Er noch die nothwendige Nachsicht hinzu. —

Zu

Im siebenjährigen Kriege ließ der König einem gewissen Regimente, welches in seiner Schuldigkeit gegen den Feind gefehlet hatte, die Schnüren von den Hüten und die Bleche von den Patronentaschen nehmen. In dieser Verfassung marschirte es vor dem Könige vorbey. Friedrich sagte: „Nun habe ihr euch doch durch eure Feigheit bey der ganzen Armee einen schönen Ruhm erworben.“ — Ein alter Soldat, der schon die ersten schlesischen Feldzüge mitgemacht hatte, trat heraus, und antwortete: „Ihro Majestät! und wenn Sie mir auch noch diesen Rock ausziehen lassen, so bleib ich doch ein braver Soldat. — Der bin ich schon in den ersten Feldzügen gewesen; und was kann ich dafür, wenn Schurken zum Teufel laufen. Ich für meinen Theil habe diese Beschimpfung nicht verdient.“ —

„Wie heißt du? fragte der König. — Gartmann, war die Antwort. — „Wie lange hast du mir gedient?“ — Dreißig Jahre, Ihro Majestät. — „Er soll Feldwebel seyn. „Führe Er seine untergebenen Feigherzigen bey Gelegenheit gut an, damit sie wieder zu Ehren kommen;“ sagte Friedrich gelassen, ritt weg, und ließ bald darauf diesem neuen Feldwebel, durch Zurücksendung eines Adjutanten ein ansehnliches Geschenk mit Versicherung seiner Gnade und Zufriedenheit über sein Betragen, machen.





